

Schriften des Zentrums für angewandte  
Rechtswissenschaft, Universität Karlsruhe (TH)

1

Dreier / Euler (Hrsg.)

# Kulturelles Gedächtnis im 21. Jahrhundert

Tagungsband des internationalen  
Symposiums

23. April 2005, Karlsruhe





*Prof. Dr. Thomas Dreier M.C.J., Ellen Euler LL.M. (Hrsg.)*

## **Kulturelles Gedächtnis im 21. Jahrhundert**

Tagungsband des internationalen Symposiums

*23. April 2005, Karlsruhe*

Schriften des Zentrums für angewandte Rechtswissenschaft

**Band 1**

ZAR | Zentrum für angewandte Rechtswissenschaft

Universität Karlsruhe (TH)

Herausgeber der Schriftenreihe: *Prof. Dr. Thomas Dreier M.C.J*

*Prof. Dr. Jürgen Kühling LL.M.*

*Prof. Dr. Peter Sester Dipl.-Kfm.*

# **Kulturelles Gedächtnis im 21. Jahrhundert**

Tagungsband des internationalen Symposiums

*23. April 2005, Karlsruhe*

*Prof. Dr. Thomas Dreier M.C.J. / Ellen Euler LL.M. (Hrsg.)*

*Susanne Asche*

*Jan Assmann*

*Gabriele Beger*

*Joana Breidenbach*

*Doug DeGroot*

*Thomas Fürster*

*Andreas Rathmanner*

*Hermann Glaser*

*Michael Heck*

*Joachim-Felix Leonhardt*

*Elmar Mittler*

*Manfred Osten*

*Seamus Ross*

*Hermann Rumschöttel*

Herausgeber Band 1: Prof. Dr. Thomas Dreier M.C.J.

Ellen Euler LL.M.

Redaktion / Gestaltung: Ellen Euler, Juan Shen, Dominik Knopf

## Impressum

Universitätsverlag Karlsruhe  
c/o Universitätsbibliothek  
Straße am Forum 2  
D-76131 Karlsruhe  
www.uvka.de



Dieses Werk ist unter folgender Creative Commons-Lizenz  
lizenziert: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/>

Universitätsverlag Karlsruhe 2005  
Print on Demand

ISSN 1860-8744  
ISBN 3-937300-56-2

# Karlsruhe und der „europäische Stadtbrief“

Ullrich Eidenmüller

Bürgermeister der Stadt Karlsruhe



Mitte 2004 startete in Karlsruhe das Projekt „Europäischer Stadtbrief“. Ursprünglich im Rahmen der Bewerbung der Stadt um den Titel „Kulturhauptstadt Europas“ initiiert, stehen Fragen nach den kulturellen Werten und der inneren Ordnung der europäischen Stadt des 21. Jahrhunderts im Mittelpunkt. So hat die Stadt Karlsruhe gerne die Idee von Herrn Prof. Dr. Thomas Dreier und der Jungen Juristen Karlsruhe aufgegriffen, im Rahmen des „Europäischen Stadtbriefs“ ein internationales Symposium zum Thema „Das kulturelle Gedächtnis im 21. Jahrhundert“ zu veranstalten. Denn die Identität der Stadt ist untrennbar mit dem kulturellen Gedächtnis ihrer Bewohner verbunden.

Der rasante technische Fortschritt beeinflusst heute entscheidend die Entwicklung des kulturellen Gedächtnisses. Die fortschreitende Digitalisierung bietet einerseits nie gekannte Chancen, der Bevölkerung kulturelles Wissen z.B. über das Internet zugänglich zu machen, andererseits ist heute noch völlig unklar, wie dieses digitalisierte Wissen dauerhaft gesichert werden kann. Diese weit über den städtischen Kontext hinaus bedeutsamen Fragen diskutierte das erste der beiden Panels des Symposiums.

Wie das Internet zur Präsentation des kulturellen Erbes genutzt werden kann, veranschaulichten während des Symposiums Karlsruher Kultureinrichtungen wie die Badische Landesbibliothek, das Generallandesarchiv Karlsruhe, das Badische Landesmuseum, das Landesmedienzentrum Baden-Württemberg und das Institut für Stadtgeschichte der Stadt Karlsruhe, die ihre aktuellen Internet-Projekte vorstellten. Allen Beteiligten möchte ich für ihr Engagement danken.

Mit dem für den Europäischen Stadtbrief zentralen Themenbereich städtische Identität und kulturelles Gedächtnis beschäftigten sich die Vorträge des zweiten Panels. Wie kann das kulturelle Erbe der Stadt vermittelt werden? Wie kann sich daraus eine städtische Identität entwickeln, die dem Bürger ein positives Bild seiner Stadt und ein Wir-Gefühl vermittelt? Wie können Bürger aktiv dazu beitragen? Wie kann der steigende Anteil von Immigranten, deren Identität von anderen kulturellen Hintergründen geprägt ist, mit einbezogen werden?

Die Referenten haben in ihren Vorträgen Fragen angestoßen und Perspektiven eröffnet, mit denen wir uns im weiteren Prozess des „Europäischen Stadtbriefs“ auseinandersetzen werden. Ein erster Schritt war die Ausstellung „...mehr als nur Gäste - Demokratisches Zusammenleben mit Muslimen in Baden-Württemberg“ der Landeszentrale für politische Bildung, die über den kulturellen Hintergrund der größten Immigrantengruppe informierte. Die Publikation der Referate des Symposiums eröffnet eine solide Basis, auf der auch die künftigen Stadtbrief-Veranstaltungen inhaltlich aufbauen können. Mein Dank gilt Herrn Prof. Dr. Volker Rödel und Herrn Dr. Clemens Rehm (Generallandesarchiv Karlsruhe), Frau PD Dr. Caroline Y. Robertson - von Trotha (ZAK der Universität Karlsruhe), Herrn Prof. Dr. Thomas Dreier (ZAR der Universität Karlsruhe) und Frau Ellen Euler, LL.M. (Junge Juristen Karlsruhe) für ihre engagierte Mitarbeit am Kolloquium, den beiden letztgenannten insbesondere auch für die rasche Herausgabe dieses Tagungsbandes, sowie Herrn Dipl.-Math. Klaus Scheibenberger (ATIS an der Fakultät für Informatik der Universität Karlsruhe) für die Filmaufnahmen der Referate, die unter <http://www.ubka.uni-karlsruhe.de/diva/index.html> im Internet eingesehen werden können.



# Inhaltsverzeichnis

## Einleitung

*Thomas Dreier:*

Kulturelles Gedächtnis – Digitales Gedächtnis / Eine Einführung 3

## Grundlagen

*Jan Assmann:*

Der Begriff des kulturellen Gedächtnis 21

## Technische Aspekte der Bewahrung des Kulturerbes im 21. Jahrhundert

*Doug DeGroot:*

Keeping our people alive: The role of digital immortality and the preservation of culture 33

*Thomas Fürstner / Andreas Rathmanner:*

Das virtuelle Museum „Karlsruher Türkenbeute“ 57

*Gabriele Beger:*

Langzeitarchivierung und Recht 75

*Elmar Mittler:*

Langzeitarchivierung digitaler Objekte in Bibliotheken 87

*Seamus Ross:*

The challanges of digital curation and approaches to meeting them: the role of ERPANET 99

*Joachim-Felix Leonhardt:*

UNESCO Programm „Memory of the World“ –  
UNESCO Charta zum Erhalt des digitalen kulturellen Erbes 113

## **Partizipative und gesellschaftspolitische Aspekte der Bewahrung des Kulturerbes im 21. Jahrhundert**

*Sebastian Heck:*

Städtische Kulturpolitik und kulturelles Gedächtnis 127

*Susanne Asche:*

Demokratische Erinnerungskultur als kommunale Kulturpolitik am  
Beispiel der Stadt Offenburg 135

*Hermann Glaser:*

Gesellschaftliche Gedächtniskultur als kulturpolitische Aufgabe 149

*Hermann Rumschöttel:*

„Das kulturelle Gedächtnis und das Archiv“ oder „Das Archiv -  
ein wach zu küssendes Dornröschen?“ 163

*Joana Breidenbach:*

Kulturelles Gedächtnis und Migration; soziale Identitäten  
zwischen Kulturalisierung und Transnationalisierung 173

*Manfred Osten:*

Gespeichert, das heißt vergessen – moderne Speichertechnologien,  
Aufbewahrungspraktiken und ihre gesellschaftlichen Implikationen 185

**Autorenverzeichnis** 201



---

# **Kulturelles Gedächtnis im 21. Jahrhundert**

---

# Kulturelles Gedächtnis - Digitales Gedächtnis

- Eine Einführung -  
Thomas Dreier



Vignette - The Times, London

## I.

**D**igitalisierung und Vernetzung machen es in bislang nie gekanntem Umfang möglich, kulturelle Äußerungen jeglicher Art zu speichern und der Nachwelt zu überliefern. Die Speicherkapazität digitaler Aufzeichnungsmedien ist in den vergangenen Jahren stetig gestiegen und ebenso stetig sind die Kosten für Speicherplatz gesunken. So lange Moore's Gesetz - demzufolge sich die Kosten für Speicherplatz alle 18 Monate halbieren - auch weiterhin gilt, so lange wird digitale Speicherkapazität auch weiterhin zu exponentiell sinkenden Kosten zu haben sein. In diesen an Größe exponentiell zunehmenden Speichern können immer größere Datenmengen abgelegt werden. Schon erscheint die Prognose nicht mehr lediglich als Science Fiction, der zufolge in rund einem halben Jahrhundert jeder Mensch sein gesamtes digital gespeichertes Leben auf einer einzigen Scheibe mit sich herumtragen kann, und das selbst dann, wenn jede seiner Handlungen und jeder seiner Gedanken in Realzeit aufgezeichnet würden. Eine solche Speicherung muss freilich nicht mehr notwendig auf einer physischen „Scheibe“ erfolgen, wie wir sie in der heutigen Form als CD-ROM und als DVD kennen. Wahrscheinlicher erscheint vielmehr eine verteilte Speicherung in realen und virtuellen Netzwerken, weitgehend löschungsresistent, ähnlich holografischen

Bildern, bei denen die gesamte Bildinformation in jedem Teil des Bildträgers gespeichert ist und daher selbst bei dessen Beschädigung oder teilweiser Zerstörung als solche noch nicht verloren ist.

Werden wir also schon bald in der Lage sein, uns und unser gesamtes kulturelles Leben zu verewigen und der Nachwelt zu überliefern, die mittels leistungsstarker Suchmaschinen darauf in weit größerem Maß wird zugreifen können, als dies bislang die vergleichsweise umständliche Recherche in Bibliotheken und Archiven ermöglicht hat?

Dagegen erhebt sich gegenwärtig jedoch vor allem eine Frage: ist die Möglichkeit des Zugriffs auf derart digital und virtuell gespeicherte Daten in Zukunft tatsächlich verlässlich gewährleistet? Auch wenn gegenwärtig noch kaum Erfahrungswerte vorliegen, so wird heutigen CD-ROMs und DVDs einigermäßen verlässlich doch nur eine sehr begrenzte Lebenszeit zugeschrieben. Anders als bei analogen Texten reicht im ungünstigsten Fall ein einziges zerstörtes Bit aus, um den gesamten gespeicherten Inhalt dem Zugriff zu entziehen. Gefahr droht jedoch nicht allein in Bezug auf die Haltbarkeit der gespeicherten Daten als solchen, setzt der Zugriff auf gespeicherte Daten doch voraus, dass die dazu verwandte Hard- und Software das betreffende Dateiformat überhaupt zu lesen und zu verarbeiten vermag. Schon jetzt jedoch können manche Dateiformate aus der Frühzeit des Computers mit gängigen Mitteln nicht mehr gelesen werden. Da hilft es angesichts der Datenfülle wenig, wenn der ein oder andere Spezialist noch mit alten Dateiformaten umzugehen vermag. Überdies stürzen in regelmäßigen Abständen auch noch die Festplatten und Server ab, ohne dass zuvor in allen Fällen für eine hinreichend verlässliche Datensicherung gesorgt worden wäre. Eine verlässliche Datensicherung ist am ehesten noch dort gewährleistet, wo die zu sichernden Daten einen kommerziellen Wert versprechen. Das ist jedoch nicht bei allen Objekten der Fall, die es Wert sind, ins kulturelle Langzeitgedächtnis einzugehen. Wer garantiert schließlich die Authentizität, wer die Integrität des Aufgezeichneten? All dies ist jedoch Voraussetzung für die Bewahrung des kulturellen Gedächtnisses und damit zugleich der kulturellen Identität. Sofern nichts unternommen wird, droht hier - ganz entgegen der optimistischen Prognose einer bislang ungeahnten Speichermöglichkeit - im Gegenteil ein Datenverlust ungeahnten Ausmaßes. Hinzu kommt, dass sich mit der geänderten Informations- und Kommunikationstechnologie auch unser Kommunikationsverhalten schon jetzt gegenüber früher

grundlegend gewandelt hat. In Zeiten periodisch gelöschter e-mails gibt es keine reproduzierbaren Briefwechsel von Schriftstellern mehr und auch die Entstehung am PC erstellter literarischer Manuskripte lässt sich im Gegensatz zu handschriftlichen Manuskripten kaum mehr nachverfolgen. Auch aus welchen Quellen der Verfasser eines literarischen Textes seine Inspiration gezogen hat - was sich in Zeiten des gedruckten Wortes noch einigermaßen verlässlich anhand des Bibliotheksbestands des Betreffenden ermitteln ließ - kann angesichts der Flüchtigkeit von Quellen im Netz im Rückblick kaum mehr erschlossen werden. Die gesamte Kommunikation, die heute über das Telefon geführt wird, verpufft ohnehin im Äther.

Droht unserer Gesellschaft also - trotz theoretisch unbegrenzter Speicherbarkeit von Daten und Informationen aller Art - die Gefahr, in die Geschichte als ein dunkles Zeitalter einzugehen, als ein Zeitalter, von dessen Hoffnungen und Ängsten auf die Nachwelt nichts überkommen sein wird? Wenn aber nichts überliefert wird, dann können künftige Generationen für sich auch nichts aus den Erfahrungen unserer Zeit ableiten. Wir laufen Gefahr, uns nicht nur um unser eigenes Nachleben zu bringen, sondern der Nachwelt zugleich unseren so mühsam und auf soviel Umwegen gewonnenen Erfahrungsschatz vorzuenthalten. Ohne Blick in den Rückspiegel droht jedoch der Blindflug in die Zukunft. Mehr noch: es würde der kulturelle Traditionszusammenhang insgesamt unterbrochen.

Die Reaktionen auf diese beiden Szenarien sind gespalten. Gegenwärtig scheinen sich Evangelisten und Apokalyptiker (*Enzensberger*) einer digitalisierten Speicherung gegenüber zu stehen. Mögen übertriebene Hoffnungen auf der einen ebenso wie übertriebene Befürchtungen auf der anderen Seite teilweise auch auf mangelnder Information beruhen - einem Defizit, dem der vorliegende Band abzuhelpen sucht -, so verbergen sich dahinter doch gegensätzliche Kulturphilosophien, die unterschiedliche Antworten auf die Frage bereit halten, wie gut das kulturelle Gedächtnis gegenwärtig funktioniert und ob es in seiner digitalen Form besser oder eben schlechter funktionieren wird als zuvor.

So sieht zunächst der kulturpessimistische Blick der Apokalyptiker den Sündenfall des Gedächtnisses bereits in der Erfindung der Schrift, habe doch schon diese begonnen das Gedächtnis zu entlasten und damit die

im Gedächtnis gespeicherte, mündlich tradierte Narration erodiert. Vor allem aber habe spätestens mit der Aufklärung ein Prozess der Beschleunigung und Innovation eingesetzt, der anfangs die Vergangenheit zwar durchaus noch im Rückblick gehabt habe, der mit dem Entdeckungsdrang der Naturwissenschaften und vollends mit dem Effizienzstreben der Ökonomie jedoch eine rein zukunftsorientierte Ausrichtung und mithin Beschleunigung erfahren habe. Damit einher gehe ein dramatischer Verlust nicht nur des Gedächtnisses, sondern des Bewusstseins von Geschichte, der aufgrund der nochmaligen Beschleunigung und Durchdringung aller Lebensbereiche mittels Digitalisierung und Vernetzung nur nochmals vergrößert werde. Der Satz „Gespeichert, das heißt vergessen“ könnte dieser apokalyptischen Sichtweise als Motto dienen.

Der kulturoptimistische Blick der Evangelisten dagegen bewertet die Zusammenhänge auf entgegengesetzte Weise. Danach erscheint die mündliche Tradition als unsicher, weil sie an die unscharfe Erinnerung weniger, der Erzählung Kundiger anknüpft und an die unsichere Weitergabe durch diese gebunden ist. Selbst Mythen und Märchen, für welche die mündliche Tradition noch am ehesten geeignet sei, haben - wie etwa die Nibelungenhandschrift und Grimms Märchen - weitgehend nur durch ihre schriftliche Aufzeichnung überlebt. Nicht nur ist das Buch „haltbarer“ als die mündliche Erzählung, sondern die Hirnforschung hat inzwischen einiges über die neurologischen Mechanismen der Unschärfen des individuellen Gedächtnisses in Erfahrung gebracht, das uns selbst dort noch täuscht, wo wir uns ganz sicher zu erinnern vermeinen. Denn kurzzeitig Erlebtes findet nur langsam seinen Weg ins Langzeitgedächtnis und schon der Vorgang des Erinnerns als solcher überschreibt das Erinnerte im Gedächtnis und verändert es auf diese Weise in seinem Kern. Erinnerung und mündliche Tradierung erscheinen demnach zumindest dort als ungeeignet, wo das präzise historische Detail gefragt ist. Für wie wichtig die körperliche Fixierung schon immer gehalten wurde, davon zeugt der in allen Kulturen zu beobachtende Drang nach Materialisierung für kulturell bedeutsam erachteter Informationen ebenso wie die Zielstrebigkeit militärischer Sieger, die eine fremde Kultur gerade durch die Vernichtung von deren materiellen Artefakten, oder doch zumindest durch eine Auflösung von deren Traditionszusammenhängen, zu zerstören suchen. Mit fortschreitender Kommunikationstechnik, als deren Meilenstein für die schriftliche Überlieferung Gutenbergs Buch-

druck gilt, sei dann zunehmend auch das Zugangsproblem verringert worden, wenngleich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert nur um den Preis des beschleunigten Verfalls auf säurehaltigem Papier gedruckter Bücher. Mit der digitalen Speicherungs- und Informationstechnologie rücke nun jedoch erstmals die unzerstörbare ewige Speicherbarkeit in greifbare Nähe. „Was nicht aufgezeichnet ist, das geht für immer verloren“, so könnte das Motto dieser Sichtweise lauten.

Nun lehrt die Erfahrung, dass vorstellbare Extremszenarien nur in den seltensten Fällen eintreten, da Systeme selbst bei stark auf Veränderung hinwirkenden Kräften aufgrund der Entwicklung von Gegenkräften zumeist wieder zu einem - neuen - Gleichgewicht finden. Die Realisierung der Allmachtsphantasie einer totalen Speicherung erscheint daher letztlich ebenso unwahrscheinlich wie das Untergangsszenario eines totalen Datenverlustes. Das dürfte in technischer Hinsicht ebenso gelten wie in kulturhistorischer Hinsicht. Denn wie die Skeptiker durch ihre Kritik dazu beitragen, dass technisch Mögliches nicht ungebremst realisiert wird, so lassen sich Mängel der Technik zumindest teilweise wiederum mit technischen Mitteln korrigieren (*Clark*, „*The answer to the machine is in the machine*“).

Ist das Ansinnen, alles speichern und der Nachwelt zugänglich machen zu wollen, aber nicht ohnehin vermessen? Denn zur Erinnerungskultur gehört nicht lediglich das Bewahren und das Merken, sondern zugleich auch das Vergessen. Vergessen ist nicht nur das Gegenteil des Erinnerns, sondern - so seltsam das auf den ersten Blick klingen mag - vielmehr dessen integraler Bestandteil. Schon als Individuen vermögen wir ohne partielles Vergessen nicht zu überleben. Auch für das kollektive Gedächtnis ist das Vergessen offenbar unabdingbare Voraussetzung zur Bewahrung der kulturellen Gruppenidentität. Und die Bewahrung der Totalität kultureller Artefakte würde den Weltenraum in einem Ausmaß mit Gebäuden, Dokumenten und Handlungsanweisungen verstellen, dass künftiges Leben letztlich ersticken müsste. Es besteht offenbar also eine Art Gedächtnisökologie, in der sich Bewahren und Zerstörung, Erinnern und Vergessen in einem - wie immer gearteten - Gleichgewicht befinden.

Eines bewussten korrigierenden Eingreifens in ein solches Gleichgewicht bedarf es daher allenfalls dort, wo dieses System von Bewahren

und Verlust, von Erinnern und Vergessen aus dem Gleichgewicht zu geraten droht. Die Strategien dafür mögen zahlreich sein, und zwar sowohl was das Bewahren als auch was das Vergessen anbelangt, immer jedoch treten sie mit dieser doppelten Zielrichtung auf. So sucht man das Erinnerungsvermögen von individuellen Patienten, die unter Amnesie oder unter Alzheimer leiden, wieder herzustellen oder doch zumindest so gut es geht zu bewahren, wie man umgekehrt Traumapatienten dabei hilft, das traumatische Erlebnis nach Möglichkeit zu vergessen. Auch im kollektiven Gedächtnis finden sich Parallelen der Erinnerung an kollektive Traumatisierungen und an kollektive Schuld ebenso wie deren Unterdrückung, Tilgung oder Vergebung. Kulturelle Artefakte, die für besonders wertvoll erachtet werden und die schon immer der Gefahr des Verlusts durch Zerstörung, Plünderung und Brand ausgesetzt waren, sucht man meist nach Kräften gegen Zerstörung, Verlust oder schlicht den Zahn der Zeit zu schützen. Zugleich jedoch wird, was nicht in den Schutz einer besonderen Sicherung gelangt, dem potentiellen Vergessen anheim gegeben. So wird nur ein begrenzte Zahl von Denkmälern als Bestandteil des Kulturwelterbes ausgewiesen und vollends erscheint die archivarische „Kassation“ als organisiertes Vergessen, bei der nur rund zwei Prozent der Akten einer Behörde gesichert, die übrigen 98% hingegen ein für allemal vernichtet werden.

Welche Handlungsanweisungen lassen sich nun aus diesem Funktionieren der Gedächtnisökologie und den zu deren Gleichgewicht beitragenden Strategien für die digitale und vernetzte Speicherung des kulturellen Gedächtnisses ziehen? Eine erste Frage geht dahin, inwieweit es des bewussten Entgegenwirkens gegen einen drohenden Datenverlust bedarf, eine zweite, in welchem Umfang und zu welchem Zweck Daten überhaupt gesichert werden sollen, und eine dritte, wer schließlich die dazu erforderlichen Entscheidungen vornehmen soll. Die Antworten auf diese Fragen haben die besonderen Charakteristika zu berücksichtigen, in denen sich die digitale, weitgehend immaterielle Speicherung von der Bewahrung materieller Gegenstände unterscheidet.

Die Antwort auf die erste Frage erscheint noch als vergleichsweise einfach. Wenn schon jetzt ein nicht geringer Teil wichtiger Daten digital gespeichert ist, so bleibt keine andere Wahl als dass wir uns um die Langzeitarchivierung digitaler Dokumente kümmern. Angesichts der sprunghaft ansteigenden Daten- und Informationsflut und der im Vergleich

zum traditionellen Buch überaus geringen Dauerhaftigkeit gegenwärtiger Speichermedien ist dies von besonderer Dringlichkeit. Zu dieser Frage werden denn auch bereits eine Reihe von Projekten - zumeist mit Mitteln der öffentlichen Hand - gefördert (NESTOR, KOPAL, ERPANET u.a.). Im Zentrum der Schaffung der technischen Voraussetzungen, derer es für eine hinreichend nachhaltige Datensicherung bedarf, stehen Fragen standardisierter Dateiformate und deren Kompatibilität einschließlich einer einheitlichen Struktur von Metadaten; der Portierung und Migrierung von Daten; der Rückwärtskompatibilität neuer Computerprogramme und Hardwaresysteme; der Aufbewahrung und Pflege alter Hard- und Software, sowie der verteilten Struktur der Datenhaltung, um nur kurz die wichtigsten Fragen aufzulisten. Darüber hinaus sind analoge Bestände zu retrodigitalisieren, um insbesondere dem zumeist schon weit fortgeschrittenen Säurezerfall der Papierträger zu begegnen. Dabei sind zumeist Skalierungsprobleme zu lösen, die sich angesichts der erheblichen Größenordnung des zu sichernden Datenbestandes ergeben. Ein Sonderproblem stellt hier das Internet dar, das ja kein statisches Dokument, auch keine Ansammlung statischer Dokumente ist, sondern ein dynamisches Medium, das sich schon angesichts seiner schier Größe und Wachstumsgeschwindigkeit einer vollständigen archivierenden Spiegelung widersetzt und bestenfalls eine Momentaufnahme zum jeweiligen Aufnahmezeitpunkt zulässt (Strategie des sog. „Harvesting“). Fraglich ist dabei, ob die Speicherkapazitäten eines Sicherungssystems angesichts der exponentiellen Zunahme der im Netz zugänglich gemachten Inhalte überhaupt ausreichen, und welchen Sinn eine Abbildung hat, die nicht in die Tiefe der untereinander vielfältig verlinkten Seiten eindringt, die doch überhaupt erst das Wesen des Internet ausmacht.

Unterstützend könnte einem Datenverlust auch mit rechtlichen Mitteln begegnet werden. So wäre zunächst an eine Ausdehnung der Hinterlegungspflicht zu denken. Denn die Deutsche Bibliothek beschränkt sich bislang offenbar auf das Sammeln von Inhalten, nicht jedoch auf die Werkzeuge, also auf die Hard- und Software, die den Zugang zu den digital gespeicherten Inhalten überhaupt erst ermöglichen. Im weiteren bedarf es wohl einer eingehenden Auseinandersetzung mit dem Dokumentenbegriff. Sollen weiterhin nur traditionelle „Veröffentlichungen“ erfasst werden - was immer eine Veröffentlichung im digitalen Bereich auch sein mag - oder sollen sämtliche über das Internet zugänglichen

Inhalte zum Ausgangspunkt gemacht werden? Dafür spräche immerhin, dass das Internet zunehmend nicht nur auf Dokumente außerhalb des Netzes verweist, sondern die betreffenden Dokumente selbst enthält. Sollte eine Bringschuld der Anbieter oder eine Holschuld der Datensicherer bestehen, wer immer in Zukunft mit der Aufgabe der Datensicherung betraut sein soll? Könnte das Urheberrecht eine Regelung zur Verteilung der Archivierungslast enthalten? Oder wären umgekehrt die Kassationsregeln der Archivgesetzgebung auf alle Arten digitaler Dokumente zu erstrecken? Sollen derartige Regelungen verpflichtenden Charakter haben oder nur den Charakter von Leitlinien und Empfehlungen? Insoweit scheint augenblicklich noch das größte Defizit an Lösungsvorschlägen zu bestehen.

Wohl gemerkt, es geht bei all dem nicht darum, die Speicherung bestimmter Inhalte zu präjudizieren oder bestimmte Zwecke zu Lasten anderer, verworfener Zwecke zu fördern, sondern lediglich darum, Werkzeuge für eine nach heutigem Ermessen möglichst verlässliche Langzeitarchivierung bereit zu stellen.

Weit schwieriger ist dagegen die zweite Frage zu beantworten, nämlich welche digital vorliegenden Daten überhaupt in ein Programm der Langzeitarchivierung aufgenommen und welche analogen Daten retrodigitalisiert werden sollen. Theoretisch ließe sich diesem Problem dadurch entgehen, dass man einfach alles speicherte. Denn nur im nicht digitalen Bereich besteht das Problem, dass die Welt sich nicht im Maßstab 1:1 und in Realzeit abbilden lässt, da eine solche Abbildung wiederum die gesamte Welt selbst wäre und eine Weltkarte von gleicher Größe wie die Welt überdies nutzlos bliebe. Im digitalen Bereich hingegen ließen sich durchaus sämtliche vorhandenen Informationen zumindest digital speichern, sie könnte nur eben in ihrer Gesamtheit nicht wieder in Realzeit abgerufen werden. Tote Datenbestände schaden zumindest solange nicht, als sie das Finden der gesuchten Daten nicht über Gebühr erschweren. Leistungsfähige Suchmaschinen aber könnten das Auffinden bestimmter Einzelinformationen oder Informationszusammenhänge selbst in vergleichsweise riesigen Datenmengen ermöglichen. In der Praxis hingegen bleibt die totale Speicherung zumindest einstweilen Utopie. Niemand kann und niemand will heute jede individuelle Lebensäußerung aufzeichnen und aufbewahren. Einer solchen Vision sind gegenwärtig nicht nur technische Grenzen gesetzt, sondern es dürften ihr auch mas-

sive kulturelle Vorbehalte entgegenstehen, die auch in digitaler Zeit an vertrauten Werten festhalten, welche im analogen Zeitalter verinnerlicht worden sind. Zu diesen Werten zählen etwa die Privatheit, die Vertraulichkeit und das Unbeobachtetsein nicht nur von staatlicher, sondern von jeglicher Überwachungsmaßnahme, der der Einzelne nicht freien - und sei es abgeleiteten - Willens zugestimmt hat.

Dennoch führt die im Vergleich zu bisher umfangreichere Speicherkapazität und größere Aufbewahrungssicherheit zu einer Verschiebung von der Frage „Was soll aufbewahrt werden“ zur Frage „Was soll nicht aufbewahrt werden“. Ging es bislang darum zu entscheiden, welchem Gegenstand die besondere Aufmerksamkeit der Kuratoren, Archivare, Bibliothekare oder Dokumentaristen gelten sollte, so wird es künftig darum gehen zu entscheiden, was nicht mit in die Arche Noah des digitalen Wissens überführt werden soll. Die Auswahl wird also noch endgültiger als bislang und zugleich werden die Kriterien, nach denen sie vorgenommen wird diffuser. Auf welchem Datenbestand sollen künftige Generationen aufbauen können? Macht es etwa Sinn, den Kriterienkatalog der Archivare von Papierakten zu übernehmen und auf digitale Dokumente zu übertragen? Die Kassationsregeln der Archivare sind jedoch auf Papierdokumente zugeschnitten sowie auf die Fragestellungen, die künftige Historiker an derartige Dokumente - zumeist Verwaltungsakten - stellen werden. Die Bandbreite digitaler Dokumente ist jedoch erheblich weiter als nur Verwaltungsakten. Auch die Zahl der Nutzer und mithin die Fragestellungen dürften in Zukunft im Vergleich zu den heutigen Archivbenutzern wohl erheblich größer sein, werden über das Netz künftig doch nicht nur Archivare und Historiker Zugang zu digitalen Archiven haben. Damit werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Aufgaben der Archive selbst verändern. Lässt sich aber heute schon vorhersagen, mit welchen Fragen nachfolgende Generationen an das herantreten, was wir heute speichern? Hier geht es um eine Vielzahl inhaltlicher Fragen, um solche der Identitätsbildung, Identifikation und Partizipation sowie solche der Sinnstiftung, Anleitung und Orientierung. Es kann daher wohl nur dies das einzige Kriterium sein, nachfolgenden Generationen die Freiheit zu belassen, mit den Fragen, die sie an die Vergangenheit stellen, an die ihnen von uns hinterlassenen Bestände heranzutreten. Zugleich sollten wir darauf achten, dass wir den Nachfahren nicht eine Informationsüberflut aufbürden, angesichts deren Unübersichtlichkeit sie gar

mehr imstande sind zu entscheiden, was sie sichten und was sie für sich weiterverwenden wollen.

Eng mit der zweiten hängt dann auch die dritte Frage zusammen, nämlich wer in Zukunft darüber verbindlich darüber befinden können soll, was in digitaler Form aufbewahrt wird und was nicht. Diese Frage umfasst letztlich auch die Frage, wer die Kosten für die Aufbewahrung und die Offenhaltung des Zugangs tragen soll und wer die Kosten für die Entwicklung entsprechend leistungsfähiger Suchmaschinen übernimmt. Längst ist im Bibliotheksbereich ein erbitterter Streit darüber entbrannt, wer die Last der Archivierung, der Datenpflege sowie der Portierung der Dateiformate tragen soll. Ist dies Sache der öffentlichen Hand, oder kann hier auf die Tätigkeit Privater vertraut werden? Soll die öffentliche Hand überall dort einspringen, wo sich die privatwirtschaftliche Auswertung und mithin Vorrätighaltung von kulturellen Inhalten nicht mehr „rechnet“? Schon allein die Tatsache, dass diesbezügliche Projekte zu meist aus öffentlichen Geldern finanziert werden, zeigt an, dass es sich hierbei entweder um eine genuin öffentliche Aufgabe im Allgemeininteresse handelt, oder aber dass der Markt diese Aufgabe - jedenfalls bislang - entweder nicht Willens oder jedenfalls nicht in der Lage ist zu erfüllen, mag die gegenwärtig vorherrschende Wirtschaftstheorie auch nach wie vor auf den Markt als das zuverlässigste Regulativ selbst für weite Teile einst öffentlicher Aufgaben vertrauen.

Lässt sich aus all dem schließlich eine Theorie des digitalen Gedächtnisses entwickeln? Dazu dürfte es wohl noch zu früh sein. Denn vorab sind eine Reihe gesellschafts- und kulturpolitischer Fragen zu klären. Vor allem dort, wo der Markt und die marktgetriebene Entwicklung der Technik nicht schon aus sich heraus zu allseits akzeptablen Lösungen führt, bedarf es zunächst des gesellschafts- und kulturpolitischen Konsenses über die Parameter, anhand derer die dazu nötigen Randbedingungen zu formulieren sind. Dabei ist zu berücksichtigen, dass jede Änderung der Speichertechnik zugleich zu einer Veränderung der Gedächtnisstruktur wie auch der Erinnerungstechniken führt. Damit ist auch jede bewusste und gezielte Korrektur des Gleichgewichts zwischen Erinnern und Vergessen selbst wieder Teil des Erinnerungsvorgangs und führt somit ebenfalls schon als solche wiederum zu einem andersartigen Gleichgewicht des Erinnerns und Vergessens. Mithin kann es auch keine einzig „richtige“, keine eindeutige Lösung auf die hier aufgeworfenen

Fragen geben. Da es aber keine einzig wahre Lösung gibt, bleibt nur die Möglichkeit einer Konsensfindung unterschiedlicher Auffassungen. Und diese Konsensfindung wird mit darüber entscheiden, was in Zukunft unter Erinnern und Vergessen, unter dem kulturellen Gedächtnis verstanden wird.

Zu dieser Konsensfindung sowie dazu, dass sie auf einer möglichst informierten Grundlage erfolgen kann, will das in diesem Band dokumentierte Symposium einen bescheidenen Beitrag leisten. Das kulturelle Gedächtnis ist jedoch nicht allein eine Frage seiner technischen Organisation. Zugleich - und letztlich vor allem - geht es um die Partizipation künftiger Generationen an der Vergangenheit, um Identität, Identifikation und Geschichte. Dieses Thema berührt eine ganze Reihe kultureller, gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Fragen. Diese Fragen, deren Aufarbeitung inzwischen in einer Vielzahl von Einzeldiskursen begonnen hat und dort unterschiedlich weit fortgeschritten sind, sind nachfolgend in einem Überblick zusammengefasst.

## II.

Zu diesem Zweck stellt zunächst das Einführungsreferat von *Prof. Jan Assmann* aus Heidelberg zum „Begriff des kulturellen Gedächtnisses“ mit dem Bild des „nicht an den Pflock des Augenblicks geketteten Menschen“ dasjenige Lebewesen vor, das sich von anderen Lebewesen durch die Fähigkeit unterscheidet, in die Vergangenheit zu blicken und sein künftiges Handeln zu planen. Zugleich umreißt *Assmann* den von ihm und seiner Frau *Aleida* geprägten Begriff des kulturellen Gedächtnisses, das anders als das individuelle und das kollektive Gedächtnis nicht nur innerhalb sich erinnernder Menschen besteht, sondern darüber hinaus in Dingen wie Texten, Symbolen, Bildern und Handlungen existiert und damit der menschlichen Orientierung einen weiteren Zeithorizont eröffnet.

Die Fragestellung des digitalen kulturellen Gedächtnisses ist nachfolgend auf zwei parallele Panels aufgeteilt gewesen, der die beiden Teile dieses Tagungsbandes entsprechen. Hat sich das erste, von *Prof. Thomas Dreier* von der Universität Karlsruhe (TH) moderierte Panel schwerpunktmäßig mit den technischen Aspekten des kulturellen Gedächtnis-

ses befaßt, so hat das zweite, von *Prof. Volker Rödel*, Leiter des Generalandesarchivs Karlsruhe, moderierte Panel die gesellschaftlichen und partizipatorischen Aspekte des kulturellen Gedächtnisses in den Blick genommen.

Im ersten Teil „Kulturelles Gedächtnis und Technik“ entwirft zunächst *Prof. Doug DeGroot* von der Universität Leiden das Zukunftsszenario „*Überlebenszeitlicher Kommunikation mittels Avataren*“. Nicht mehr das einzelne Dokument, so die These, werde künftig im Vordergrund stehen, sondern die aus einer Vielzahl von Quellen synthetisierte und über Avatare - also visuell animierte Stellvertreter natürlicher Personen - erfolgende lebensnahe Übermittlung der Vergangenheit. Künftig, so ein Beispiel, werde es etwa möglich sein, sich mit einem bildlich synthetisierten animierten John Lennon über die Geschichte der Beatles zu unterhalten. Welch technischen Aufwand multimediale Angebote der Präsentation und Vermittlung des kulturellen Erbes schon jetzt insbesondere im Hinblick auf einen möglichst langfristigen Zugang erfordern, führen im Anschluss daran *Prof. Thomas Fürstner*, Universität für Angewandte Kunst Wien, und *Andreas Rathmanner* von der Fox Media-Design Wien anhand des „*Museums Karlsruher Türkenbeute*“ vor. Mit den urheberrechtlichen Aspekten der Langzeitarchivierung befasst sich sodann *Dr. Gabriele Beger* von der Zentral- und Landesbibliothek Berlin. Zur damals unter dem Stichwort des „Zweiten Korbes“ in Deutschland geplanten Urheberrechtsnovelle (die aufgrund der vorgezogenen Neuwahlen einstweilen jedoch nicht mehr weiter verfolgt wird) unterbreitet sie einen konkreten Formulierungsvorschlag, der den Interessen und der Aufgabe der Bibliotheken als Wissensvermittler im Zeitalter vernetzter digitaler Kommunikation gerecht zu werden sucht. Perspektiven und Strategien der „*Langzeitarchivierung digitaler Objekte in Bibliotheken*“ in den verschiedenen gegenwärtig in Deutschland zumeist vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Initiativen - Kompetenznetzwerk Langzeitarchivierung digitaler Ressourcen (Network of Expertise in long-term Storage of digital Resources, NESTOR); Kooperativer Aufbau eines Langzeitarchivs digitaler Informationen, KOPAL), u.a. - legt *Prof. Elmar Mittler*, Direktor der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek, Göttingen, dar. Zugleich macht dieser Beitrag deutlich, wie sich die Langzeitarchivierung in den umfassenderen Kontext der Zukunft des wissenschaftlichen Produzierens und Publi-

zierens einfügt. Die Kernfrage lautet hier zum einen, wer übernimmt wann, wofür und wie lange die Verantwortung; zum anderen sind eine Vielzahl technischer und organisatorischer Fragen aufgeworfen, deren Beantwortung für den Erhalt der Langzeitarchivierung unabdingbar ist. Ergänzt wird dieser Beitrag durch den Bericht über die vergleichbaren Ziele und Aufgaben des „*Electronic Resource Preservation and Access Network*“ (ERPANET) von *Prof. Seamus Ross*, Universität Glasgow und Principal Director des ERPANET. Die Vorstellung des UNESCO-Programms „*Memory of the World*“ und der UNESCO-Charta zum Erhalt des digitalen kulturellen Erbes durch *Prof. Joachim-Felix Leonhard*, Vorsitzender des nationalen Komitees für die Nominierung zum „World Register of the Memory of the World“ und Staatssekretär im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst, schließt den Bogen dieses ersten Panels.

Im zweiten Teil „Kulturelles Gedächtnis und gesellschaftliche Partizipation“ spannt zunächst *Dr. Michael Heck*, Kulturreferent der Stadt Karlsruhe, den Bogen zwischen „*Städtischer Kulturpolitik und kulturellem Gedächtnis*“. Zugleich skizziert er die Partizipation der Bürger am kulturellen Gedächtnis anhand des Beispiels der Kulturpolitik der Stadt Karlsruhe. Anschauliche konkrete Beispiele „*Demokratischer Erinnerungskultur als kommunaler Kulturpolitik*“ führt anschließend *Dr. Susanne Asche*, Fachbereichsleiterin Kultur, Stadt Offenburg, am Beispiel der Stadt Offenburg vor. Einen umfassenden Abriss der „*Gesellschaftlichen Gedächtniskultur als kulturpolitischer Aufgabe*“ gibt nachfolgend *Prof. Dr. Hermann Glaser*, Kulturberater und Honorarprofessor für Kulturvermittlung an der TU Berlin. Auf die Bedeutung insbesondere der Archive als Speicher- und Funktionsgedächtnis für das kulturelle Gedächtnis geht anschließend *Prof. Hermann Rumschöttel*, Generaldirektor der Staatlichen Archive Bayerns, unter dem Titel „*Das kulturelle Gedächtnis und das Archiv*“ ein. Welche Rolle das kulturelle Gedächtnis für Identitätserhalt und Identitätsfindung im Zuge der in Zeiten der Globalisierung zunehmenden Migration von Bevölkerungsgruppen bedeutet, das fasst *Dr. Joana Breidenbach*, Berlin, unter dem Titel „*Kulturelles Gedächtnis und Migration - soziale Identitäten zwischen Kulturalisierung und Transnationalisierung*“ zusammen. Ihre Kernthese ist, dass der territorial definierte Nationalstaat, lange Zeit Hauptreferenzpunkt für die politische Partizipation und das kulturelle Gedächtnis, in Zeiten der

Globalisierung an Bedeutung verloren hat und als Bezugspunkt durch eine Vervielfältigung relevanter geographischer wie virtueller Räume ersetzt wird. Mit dem weit ausholenden „*Gespeichert, das heißt vergessen - moderne Speichertechnologien, Aufbewahrungspraktiken und gesellschaftliche Implikationen*“ schließlich verbindet Prof. Dr. Manfred Osten, ehem. Generalsekretär der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, die weitgehend gesellschaftspolitische Fragestellung dieses zweiten Teils wiederum mit den im ersten Teil erörterten technischen Grundfragen.

Die Beiträge dieses Symposiums zum digitalen Gedächtnis im 21. Jahrhundert sind - mit Ausnahme der aus Gründen der fortgeschrittenen Zeit recht knappen, von Prof. Dreier moderierten Schlussdiskussion - im hier vorliegenden Tagungsband dokumentiert. Dabei sind die meisten der Beiträge für die vorliegende Veröffentlichung nochmals überarbeitet und um einige der während des Symposiums gezeigten Präsentationsfolien ergänzt worden. Nur in zwei Fällen musste ein Transkript der audiovisuellen Aufzeichnung genügen. Die gesamte Veranstaltung ist schließlich aufgezeichnet worden und steht im Internet in Bild und Ton unter der Adresse <http://www.ubka.uni-karlsruhe.de/diva/index.html> (Suchwort: Kulturelles Gedächtnis) in den Formaten Realvideo und Windows Media als Stream zum Download bereit.

### III.

Die Tagung ist im Rahmen der Bewerbung der Stadt Karlsruhe um die Kulturhauptstadt Europas im Jahr 2010 unter dem Slogan „Mit Recht“ konzipiert worden. Begleitend zum Symposium haben mehrere Karlsruher Institutionen ihre Internet-Projekte vorgestellt, die sich der Präsentation und Vermittlung des kulturellen Erbes widmen: Digitales Museum und Gedenkbuch für die Karlsruher Juden (Institut für Stadtgeschichte); Nibelungen-Handschrift C digital (Badische Landesbibliothek); Virtuelles Museum „Türkenbeute“ (Badisches Landesmuseum); Karlsruher Virtueller Katalog (KVK) (Universitätsbibliothek Karlsruhe); Die kurpfälzische Rheinromkarte und Archive in Baden-Württemberg (Generallandesarchiv Karlsruhe); Landeskundliche und kulturhistorische Bilddokumentation (Landesmedienzentrum Baden-Württemberg), sowie Medien Kunst Netz (Zentrum für Kunst und Medientechnologie).

Der Dank geht zunächst an die Vertreter der Stadt Karlsruhe, insbesondere an den Kulturbürgermeister *Ulrich Eidenmüller*, den Kulturreferenten *Dr. Michael Heck* und nicht zuletzt an *Dr. Volker Steck* vom Projektteam Kulturhauptstadt, der zusammen mit Frau *Ellen Euler, LL.M.* vom Zentrum für angewandte Rechtswissenschaft (ZAR) der Universität Karlsruhe, der Mitherausgeberin dieses Tagungsbandes, während der gesamten Planung und Durchführung der Veranstaltung sowohl organisatorisch wie auch inhaltlich die Fäden in der Hand hielt. Ohne deren tatkräftige Unterstützung hätte das Symposium nicht stattfinden können. Das gleiche gilt für die weiteren Mitglieder des informellen Programmkomitees, Frau *PD Dr. Caroline Y. Robertson-v.Trotha* vom Interfakultativen Zentrum für angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale (ZAK) der Universität Karlsruhe, Herrn *Dr. Ekkehard Fulda* vom Karlsruher Forum Ethik in Recht und Technik sowie Herrn *Dr. Clemens Rehm*, Leiter des Referats Überlieferungsbildung des Generallandesarchivs Karlsruhe. Gedankt sei nicht zuletzt Frau *Dr. Christine Würfel* von den Jungen Juristen Karlsruhe e.V., die die zunächst am Zentrum für angewandte Rechtswissenschaft (ZAR) der Universität Karlsruhe entwickelte Idee zu diesem Symposium aus der Universität hinaus getragen und die Zusammenarbeit mit der Stadt Karlsruhe initiiert hat. Die Moderation des zweiten Panels hat dankenswerterweise *Prof. Dr. Volker Rödel*, Leiter des Generallandesarchivs Karlsruhe übernommen. Gedankt sei auch der IHK Karlsruhe, die der Tagung durch die Zurverfügungstellung ihren Räumlichkeiten einen würdigen Rahmen verliehen hat. Die audiovisuelle Aufzeichnung wäre ohne die technische Unterstützung der Abteilung Technische Infrastruktur (ATIS) der Fakultät für Informatik der Universität Karlsruhe nicht möglich gewesen. Herrn *Klaus Scheibenberger* und seinem Team sei dafür herzlich gedankt. Die im Internet abrufbaren Streaming Videos der Beiträge hat das Digitale Video- und Audioarchiv (DIVA) der Universitätsbibliothek der Universität Karlsruhe besorgt. Frau *Regine Tobias* von der Universitätsbibliothek Karlsruhe sei schließlich für die Unterstützung bei der Schaffung der Schriftenreihe des Zentrums für angewandte Rechtswissenschaft gedankt, die mit diesem Tagungsband eröffnet wird.

---

---

# **Der Begriff des kulturellen Gedächtnisses**

---

## Der Begriff des kulturellen Gedächtnisses

Jan Assmann

Das Gedächtnis hat drei Dimensionen. Die ersten beiden Dimensionen sind unbestritten und laufen unter Bezeichnungen wie personales und soziales, oder individuelles und kollektives Gedächtnis.<sup>1</sup> Es handelt sich um zwei Dimensionen ein und desselben Gedächtnisses, unseres menschlichen je persönlichen Gedächtnisses, das einerseits eine Sache unserer Hirnzellen ist und in allen Sinnen und Fasern unseres Körpers steckt, und andererseits eine Sache unserer Sozialisation ist und sich, wie das Bewußtsein überhaupt, erst in der Interaktion mit anderen aufbaut und entfaltet. Wir, d.h. Aleida Assmann und ich, meinen nun, daß es eine dritte Dimension gibt, die wir das kulturelle Gedächtnis nennen.<sup>2</sup> Das verkörperte Gedächtnis existiert in uns und nirgendwo sonst; es erlischt mit unserem Tod. Das interaktive oder kommunikative Gedächtnis existiert in uns, überschneidet sich aber in vielfältigster Weise mit den Gedächtnissen aller anderen mit uns kommunizierenden Personen und dauert daher noch eine Weile über unseren Tod hinaus. Es existiert sowohl in uns als auch außerhalb unserer, aber nicht außerhalb verkörperter Gedächtnisse oder sich erinnernder Menschen. Das kulturelle Gedächtnis dagegen existiert nicht nur in uns und anderen sich erinnernden Personen, sondern auch in Dingen wie Texten, Symbolen, Bildern und Handlungen. Unsere Erinnerungen sind nicht nur sozial, sondern auch kulturell „eingebettet“, wir gehen nicht nur mit anderen Personen, sondern auch mit Texten, Bildern, Dingen, Symbolen und Riten um.

Wir unterscheiden also zwischen einem persönlichen, einem kommunikativen und einem kulturellen Gedächtnis im Sinne dreier miteinander interagierender, aber auch voneinander unterschiedener Dimensionen des Gedächtnisses. Das persönliche Gedächtnis verschwindet mit dem Tod oder dem Gedächtnisverlust des Individuums. Das kommunikative Gedächtnis umfaßt typischerweise einen Zeithorizont von drei miteinander interagierender Generationen, also maximal 80-100 Jahre.

Das lateinische Saeculum bestimmte sich nach der Lebensspanne der letzten Zeitzeugen eines Ereignisses. Noch leben einzelne Menschen, die Erinnerungen an den ersten Weltkrieg und den Genozid an den Armeniern bewahren; der deutsch-französische Krieg von 1870/71 oder der amerikanische Bürgerkrieg von 1861-65 gehören, wie man sagt, der Geschichte und nicht mehr dem kommunikativen Gedächtnis an, weil es keine Zeitzeugen mehr gibt. Das heißt aber keineswegs, daß die Vergangenheit jenseits des Horizonts lebendiger, in Zeitzeugen verkörperter Erinnerung, gewissermaßen „tot“ und nur noch Sache objektiver historischer Forschung ist. Die Schlacht auf dem Amselfeld fand im Jahre 1389 statt. Die Serben haben aber diese Niederlage gegen die Türken in Form mündlich überlieferter Heldenlieder und sogar ihres Heiligenkalenders zum Zentrum ihres kulturellen Gedächtnisses und ihrer politischen Mythologie gemacht, die ihr politisches Handeln noch in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts bestimmte. So wie das Jahr 1389 den Serben, ist den Schiiten und Aleviten der 10. Oktober 680 mit Flammenschrift ins Herz geschrieben. An diesem Tag wurde Hussein, der Enkel des Propheten, bei der Schlacht von Kerbela in einen Hinterhalt gelockt und umgebracht; fast die ganze Familie des Propheten wurde ausgelöscht. Das Aschura-Fest bei dem sich jährlich viele Millionen Schiiten blutig geißeln, hält die Erinnerung an diese Leidensgeschichte lebendig, so wie für die Christen der Karfreitag die Passion Christi in Erinnerung ruft. Die Juden gedenken jährlich in der Seder-Nacht des Auszugs aus Ägypten, der nach biblischer Chronologie im 15. Jh. v. Chr. stattfand. Das alles hat nichts mit historischer Forschung und mit einem objektiven Interesse für die Vergangenheit zu tun, sondern allein mit dem Zusammenhang von Erinnerung und Identität, Vergangenheitsbezug und Selbstbild.

Die Natur hat uns nicht zu Historikern bestimmt, wie der Historiker Johannes Fried mit Bedauern feststellt. Das Gedächtnis ist nicht dazu gedacht, objektiv wahre Bilder der Vergangenheit festhalten und reproduzieren zu können. Ähnliches hatte schon Nietzsche in seiner zweiten unzeitgemäßen Betrachtung vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben festgestellt, aber als Argument nicht gegen das Gedächtnis, sondern gegen die Historie gewendet. Wir brauchen keine Historie, die sich für alles Mögliche und vollkommen Überflüssige interessiert, aber wir brauchen ein Gedächtnis, das uns ein Bild unserer selbst und unseres Ortes in der Gesellschaft vermittelt. Das Gedächtnis ist das Instrument,

mit dem der Mensch sich in der Zeit orientieren kann. Orientierung in der Zeit ist etwas anderes als historische Forschung. Es geht dabei nicht um die exakte Bewahrung der Vergangenheit, sondern um eine diachrone Stabilisierung personaler und auch kollektiver Identität. Die zeitliche Orientierung, die das Gedächtnis leistet, ist immer bezogen auf Relevanzperspektiven (was ist wichtig, was nicht?) und Identitätshorizonte (für wen?). Diese Orientierungsfähigkeit ist dem Menschen von Natur aus eigen und zeichnet ihn gegenüber dem Tier aus, das, wie Nietzsche sagt, „an den Pflock des Augenblicks gekettet“ ist.

Der Mensch ist nicht an den Pflock des Augenblicks gekettet, sondern bewegt sich in einem weiteren Zeithorizont. Genauer gesagt, bewegt er sich offenbar in zwei Zeithorizonten, von denen der eine durch das kommunikative Gedächtnis, der andere durch das kulturelle Gedächtnis gebildet ist. Das kommunikative Gedächtnis scheint mit seinem Zeitraumen von drei Generationen bzw. 80 Jahren eine ziemlich universale Größe darzustellen, während es bei dem viel weiter ausgreifenden kulturellen Gedächtnis große kulturelle Unterschiede gibt. Man könnte sich vorstellen, daß für die primären Bedürfnisse des individuellen und kollektiven Lebens das kommunikative Gedächtnis durchaus ausreichen würde. Wozu brauchen wir überhaupt ein kulturelles Gedächtnis? Braucht es jeder? Haben es die Menschen immer gebraucht in den verschiedenen Epochen ihrer uns noch greifbaren Geschichte, oder handelt es sich hier um ein ganz spezifisches hochkulturelles Phänomen? Haben Stammeskulturen wie die australischen Aborigines, die Papuas in Neuguinea, die schriftlosen Stämme Afrikas ein kulturelles Gedächtnis? Entsteht so etwas wie ein kulturelles Gedächtnis nicht überhaupt erst mit der Schriftlichkeit?

Diese Gleichsetzung von kulturellem Gedächtnis und Schrifttradition ist eines der Mißverständnisse, denen wir mit unserer Theorie des kulturellen Gedächtnisses entgegentreten wollen. Gerade in den schriftlosen Kulturen tritt uns das Phänomen der menschlichen Zweizeitigkeit oder des doppelten Zeithorizonts mit besonderer Deutlichkeit entgegen. Der Ethnologe Jan Vansina hat den Begriff des *floating gap* geprägt, um den Unterschied zwischen den beiden Zeithorizonten zu bezeichnen.<sup>3</sup> Wenn man die Angehörigen einer schriftlosen Stammeskultur nach der Vergangenheit befragt, erhält man in der Regel reiche Auskünfte über eine bis ca. 80 Jahre zurückliegende Zeit, d.h. den 3-Generationenraum

des kommunikativen Gedächtnisses. Vergleichbar reich fließen die Auskünfte über eine weit zurückliegende Vergangenheit, in der die Ahnen lebten und die Ordnungen der gegenwärtigen Welt gegründet wurden. Dazwischen liegt die fließende Lücke, das *floating gap*.<sup>4</sup> Die australischen Aborigines nennen die Zeit der Ursprünge „Traumzeit“ (Dreaming); sie versetzen sich in oder vergegenwärtigen sich diese Traumzeit während ihrer jährlichen Wanderungen entlang der „song-lines“. Wir dürfen davon ausgehen, daß das Leben in zwei Zeithorizonten, wie es dem Menschen durch das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis vermittelt wird, zur Grundausrüstung des Menschen gehört. Der Gebrauch der Schrift hat diesen Unterschied nicht etwa hervorgebracht, sondern im Gegenteil die Grenze zwischen beiden Gedächtnisformen, das *floating gap*, zunehmend überbrückt. In einer schriftlosen Kultur bieten die Feste und Riten die einzige Form, in der der Einzelne mit dem kulturellen Gedächtnis, der Zeit der Ursprünge in Verbindung treten kann. Die beiden Zeithorizonte gliedern sich hier scharf in Alltagszeit und Festzeit. In einer elaborierten Schriftkultur wie der unsrigen dagegen bietet sich dem Einzelnen jederzeit die Gelegenheit, ein Buch zur Hand zu nehmen, ein Bild zu betrachten, ein Musikstück zu hören, das ihn seinen Alltagsgeschäften entrückt und in einen anderen Zeithorizont versetzt. Entsprechend verblaßt bei uns die Bedeutung der Riten und Feste. In schriftlosen und überhaupt frühen, traditionellen Kulturen bedarf der weitere Zeithorizont der Inszenierung. So wie die Vergangenheit uns nur insoweit gegeben ist, als wir uns ihrer erinnern, ist solches Erinnern den frühen Menschen nur so weit möglich, als sie es pflegen und rituell inszenieren. Das gilt in anderem Sinne bis heute. Das kulturelle Gedächtnis bedarf der stützenden Rahmen und Institutionen wie Bibliotheken, Museen, Schulen, Theater, Konzertsäle, Orchester, Kirchen, Synagogen, Moscheen, Lehrer und Bibliothekare, Pfarrer, Rabbis und Scheichs oder Mullahs. Ohne Institutionen, Medien und Spezialisten ist ein kulturelles Gedächtnis nicht möglich. Ein kulturelles Gedächtnis, das uns das Leben in zwei Zeiten ermöglicht, bedarf unablässiger Pflege. Deshalb ist es auch manipulierbar und zerstörbar.

In seinem Roman 1984 hat George Orwell eine Gesellschaft geschildert, die nur noch in einer einzigen Zeit, der von der Partei verordneten „ewigen Gegenwart“ lebt. Durch systematische Spurenverwischung hat es die Partei geschafft, das kulturelle Gedächtnis der Gesellschaft voll-

ständig zu vernichten. Niemand, auch nicht die Alten, die lange vor der Großen Revolution geboren wurden, kann sich mehr daran erinnern, ob die Vergangenheit irgendwie anders, vielleicht gar besser war als die Gegenwart. Das kommunikative Gedächtnis, auf das die Menschen reduziert sind und das voll und ganz von der Partei kontrolliert wird, ist zu jeder Art von kritischer Distanznahme außerstande. Orwells Roman baut auf seinen Erfahrungen mit dem Stalinismus und Faschismus auf; es handelt sich hier um eine Art fiktionaler Hochrechnung von Tendenzen, die es immer wieder in der Geschichte gegeben hat und die in den totalitären Regimes des 20. Jahrhunderts kulminierten. Das kulturelle Gedächtnis ist nicht nur die tragende, legitimierende Unterfütterung einer jeweiligen Gegenwart, sondern kann durchaus auch eine kritische, ja geradezu subversive und revolutionäre Instanz darstellen.

Die Schrift hat zwar nicht das kulturelle Gedächtnis und damit die Zweiteilung des sozialen Zeitbewußtseins hervorgebracht, sie hat aber innerhalb des kulturellen Gedächtnisses noch einmal eine Zweiteilung erzwungen. Darauf hat Aleida Assmann aufmerksam gemacht. Sie unterscheidet zwischen Funktions- und Speichergedächtnis bzw. Kanon und Archiv.<sup>5</sup> Zwischen Kanon und Archiv, Vordergrund und Hintergrund, findet nun ein dynamischer Austausch und eine ständige Grenzverschiebung statt, die dafür sorgt, daß sich das kulturelle Gedächtnis in Interaktion mit geschichtlichem Wandel und historischen Erfahrungen fortwährend verändert und erneuert. Der Kanon dessen, was einer Gegenwart als Maßstab und Inbegriff alles für ihr Selbstbild und ihre Weltorientierung Wichtigen gilt, verschiebt sich innerhalb gewisser Grenzen mit jeder Generation. Der Grund für diese Dynamik ist die Spannung zwischen den Generationen, den Klassen oder Ständen, den Geschlechtern, den Religionen und anderen Gruppierungen, aber auch zwischen den Werken selbst, deren Relation zueinander sich mit jedem neu hinzukommenden Werk verändert. Nur im Sonderfall des religiösen Kanons liegt die Anzahl und Anordnung der Texte ein für alle Mal fest.

Man kann sich fragen, warum eigentlich alle und nur die so genannten Weltreligionen, d.h. Religionen, die einen Anspruch auf universal gültige Wahrheit erheben, auf einem solchen Kanon heiliger Schriften und damit einer durchgreifenden Veränderung und Fixierung des kulturellen Gedächtnisses aufruhen. Wie erklärt sich diese Allianz zwischen Wahrheit, Schrift und Gedächtnis? Warum kennen primäre, historisch

gewachsene Religionen keinen solchen Kanon, sondern nur einen Vorrat heiliger Texte, der sich wie jeder normale Kanon eines kulturellen Gedächtnisses im Laufe der Zeit verschiebt und verändert? Das mag viele Gründe haben; ein wesentlicher Grund ist aber zweifellos die ganz neue Form von kollektiver Identität, die mit den Weltreligionen einhergeht, und die nicht auf ethnischen, politischen und/oder kulturellen Zugehörigkeitsstrukturen beruht, sondern, diese transzendierend, erst durch das religiöse Bekenntnis gestiftet wird.<sup>6</sup> Durch die Existenz eines solchen Kanons wurden diese Religionen diaspora-, missions- und konversionsfähig.<sup>7</sup> Wie man weiß, hängen im Judentum Kanonbildung und Diasporaerfahrung – das babylonische Exil und das alexandrinische Judentum – unauflöslich zusammen. Der Kanon wurde zum Außenhalt einer kollektiven Identität, die ihre normalen Stabilisatoren der Erinnerung wie vor allem das Land und seine politische Souveränität verloren hat und im Kanon das Geheimnis ihres kulturellen Überlebens fand. Dieses Geheimnis, einmal oder vielmehr zweimal gefunden, in Palästina und in Indien, wurde dann zum Erfolgsprinzip neuer und weltumspannender Religionen wie Christentum und Islam. Jedenfalls zeigt sich an diesen Beispielen deutlich genug der Zusammenhang zwischen neuen Gedächtnis- und neuen Identitätsstrukturen.

Etwa gleichzeitig mit diesen Kanonisierungsprozessen in Palästina und Indien vollzog sich ein ähnlicher Vorgang in Alexandrien, der die Fundamente des späteren Abendlands legte. Die an der Bibliothek von Alexandria beschäftigten Gelehrten führten, um der Masse der hier gesammelten Schriften irgendwie Herr zu werden, die Unterscheidung ein zwischen den „zu behandelnden“ und den übrigen Autoren oder Texten. So ergab sich z.B. die Auswahl von dreien aus der Fülle der griechischen Dramatiker – Aischylos, Sophokles, Euripides – und einigen wenigen aus der Fülle ihrer Werke. Ein Kanon ist ebenso ein Instrument des Vergessens wie der Erinnerung. Was nicht in den Kanon gelangt, hat allenfalls im Archiv eine Überlebenschance; die Bibliothek von Alexandrien enthielt ja auch alle übrigen, „nicht behandelten“ Werke. Leider ist sie verbrannt, und was uns der ägyptische Wüstensand und die keltischen und syrischen Kopisten und Übersetzer sowie die byzantinischen Philologen an außerkanonischer Literatur erhalten haben, ist ein verschwindend geringer Bruchteil des ursprünglichen Bestandes. Der Kanon wirkt wie ein Scheinwerfer, der innerhalb des kulturellen Gedächtnisraums einen

Bereich hell ausleuchtet und gerade dadurch alles andere abdunkelt. Das geht uns mit unserem persönlichen Gedächtnis nicht anders. Gerade die überscharfe und schmerzliche Erinnerung Marcells an seine kindlichen Ängste -- ob die Mutter ihm den Gutenachtkuß geben würde oder nicht -- haben die ganze Welt von Cambray um sein Schlafzimmer herum in tiefe Finsternis getaucht, aus der erst die berühmte in Lindentee getauchte Madeleine sie viele Jahre später wieder auftauchen ließ.

Unser gegenwärtiger Umgang mit dem kulturellen Gedächtnis erinnert in mancher Hinsicht an das antike Alexandrien. Auch er ist geprägt von dem doppelten Interesse an der Sammlung alles irgendwie Bedeutsamen in immer riesiger anschwellende National- und Universitätsbibliotheken, Listen denkmalgeschützter Bauten und sonstigen Archive auf der einen Seite sowie der Erstellung von Kanones auf der anderen Seite. In den USA etwa gibt es auf der einen Seite Bibliotheken wie die Library of Congress, die größte Bibliothek der Welt mit ihren mehr als 128 Millionen Objekten – darunter über 29 Millionen Bücher – auf über 800 km Regalen und auf der anderen Seite Sammlungen wie „The Greatest Books of the Western World“ oder Harold Blooms „Western Canon“ mit Versuchen, aus dieser vollkommen unüberschaubar gewordenen Flut das absolut Unverzichtbare in einen Kanon wie in eine Arche Noah zu retten. Der Noah der deutschen Literatur heißt Marcel Reich-Ranicki: drei solcher Archen hat er schon zusammengestellt: Romane, Erzählungen, Dramen. In Frankreich gibt es die édition de la Pléiade mit derzeit 496 Titeln. „Die Aufnahme eines Autors in die Pleiade (heißt es im Prospekt) wird wie eine Konsekration gefeiert. ». Diese Bestrebungen scheinen von einer Angst vor dem Vergessen geleitet, die nicht so sehr die Zerstörung fürchtet, als vielmehr den Untergang des Wertvollen in der Flut des Gedruckten, Gemalten, Gebauten, Fixierten, ganz zu schweigen von der von niemandem mehr zu bewältigenden Datenmasse im Internet. Jährlich erscheinen weltweit ca. 400 000 Bücher. Wie schaffen es die wertvollen Werke, sich gegen diesen Andrang des Neuen zur Wehr zu setzen und über ihre primäre Laufzeit hinaus wieder gelesen, wieder aufgelegt, nachgeschlagen und zu Rate gezogen zu werden? Man fühlt sich an Darwins Evolutionstheorie und das Prinzip des survival of the fittest erinnert. Aber was heißt in diesem Fall „fit“? Offensichtlich rühren diese Überlegungen an ein schwer ergründbares Geheimnis. Die großen Werke haben nicht nur ein Leben oder eine Laufzeit wie alles, was einmal

gedruckt, gemalt, komponiert, gebaut wird, sondern darüber hinaus ein Nachleben, ein zweites Leben, das sich fast zu einer Art Unsterblichkeit ausweiten kann.

Diese Unterscheidung zwischen einem, nennen wir es „Gebrauchsleben“ und einem „Erinnerungsleben“ der Dinge erinnert stark an die Unterscheidung, die wir oben zwischen Alltagszeit und Festzeit sowie zwischen dem kommunikativen und dem kulturellen Gedächtnis getroffen haben. Könnte es sein, daß unser Leben in zwei Zeiten mit unserem eigenen Wunsch nach Unsterblichkeit, zumindest einem Nachleben im Gedächtnis, einem „Erinnerungsleben“ zusammenhängt? Auch wir Menschen führen ein Leben und ein Nachleben, ähnlich wie die Dinge, und wenn schon das Leben sehr unterschiedlich ist, dann gilt das noch größerem Maße von dem Nachleben, das in einem Falle gleich null ist und im anderen Falle der Unsterblichkeit nahe kommt. Das Kulturelle Gedächtnis erschließt uns jenseits des Horizonts unserer Lebenszeit einen Raum der Unsterblichkeit, den wir vermutlich brauchen, um mit dem Wissen um die Begrenztheit unseres Lebens zu recht zu kommen. Solange wir den Tod nicht abschaffen können, wird es deshalb das kulturelle Gedächtnis geben, auch unter den Bedingungen der digitalisierten Mediengesellschaft.

## Anmerkungen

1. Der amerikanische Psychoanalytiker und Soziologe Jeffrey Prager nennt sie „embodied“ und „embedded“ memory, also vielleicht „verkörpertes“ und „vernetztes Gedächtnis“. S. J.P., *Presenting the Past. Psychoanalysis and the Sociology of Misremembering*, HUP Cambridge Mass. 1998.
2. Für eine Kurzdarstellung und Diskussion unserer Theorie s. das dem Kulturellen Gedächtnis gewidmete Heft 13.4 der Zeitschrift *Erwägen — Wissen — Ethik*.
3. Wolfgang Hagen, *Gegenwartsvergessenheit*, Berlin 2003
4. Jan Vansina, *Oral Tradition as History*, Madison 1985.
5. „Das Geschichtsbewußtsein“, schreibt er, „kennt nur zwei Register: Zeit der Ursprünge und neuere Zeit. Weil sich die Grenze der Erinnerung mit dem Wechsel der Generationen verschiebt, habe ich die Lücke zwischen beiden „the floating gap“, die fließende Lücke, genannt. Für die Tio im Kongo lag sie im Jahre 1860 ungefähr bei 1800, während sie sich im Jahre 1960 nach ca. 1880 bewegt hatte.“
6. Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, 130-145.
7. Ein Grenzfall ist das Judentum, das sich sowohl ethnisch als auch religiös definiert: hört man auf, ein Jude zu sein, wenn man aus dem Gesetz aussteigt, wird man im vollen Sinne zum Juden durch die Konversion? Im Fall von Christentum, Islam und Buddhismus aber ist vollkommen klar, daß es sich um kanonbasierte Religionen handelt, die sich eben durch solche Fixierung eines spezifischen kulturellen Gedächtnisses über ihre ursprünglichen ethnischen und kulturellen Grenzen hinaus ausdehnen konnten.
8. Das Judentum hat nie missioniert, aber man darf vielleicht feststellen, daß es durch seinen Kanon „diasporafähig“ wurde, was ja strukturell durchaus vergleichbar ist mit der Ausbreitung einer Religion über ethnische, kulturelle und politische Grenzen hinweg.

---

---

# **Technische Aspekte der Bewahrung des Kulturerbes im 21. Jahrhundert**



# Keeping Our People Alive: The Role of Digital Immortality in Culture Preservation

Doug DeGroot

(degroot@acm.org)

## 1. Introduction

The concept of “culture” is fascinating and complex. We are all born into cultures, we live our entire lives within cultures, and we help shape and maintain those cultures. We are also all involved in teaching and propagating culture, from person to person and from generation to generation. So you would think that by now we would pretty well know what culture actually is. Yet there remains considerable debate—even among culture scientists—as to what, precisely, culture is and is not. In fact, in just this last century the concept of culture underwent radical rethinkings, reconceptualizations, and redefinitions; and we’re still not through with it.

One reason we’re not through is that today’s relentless pace of technology development is changing—in some cases, even radically changing—the very nature of culture, our views of culture, and the ways cultures arise, evolve, and die. It is also changing our thoughts on how future generations might view culture and how they will want to and be able to explore their past cultures, especially in ways that we can only dream of today; whatever the answers are, they will certainly be far different from today.

Regardless of the chosen definition of culture, it seems most culture studies are fundamentally race or ethnicity based. In the following discussion, however, I focus instead on non-genetic based cultures, such as psychographic cultures, micro-cultures, sub-cultures, and especially family cultures. Because these types of cultures are more ephemeral, they make it easier to explore some of the ways that culture, culture preserva-

tion, and culture exploration are changing as a result of current technology developments.

The goal of this paper is to help contemplate potential ways future generations—with future technologies that we can barely imagine today—may want to use and explore the cultures in their past, and to then map these views back to our current methods for defining, capturing, and preserving our contemporary cultures for use by these future generations. In particular, I try to explore the possible integration of “digital immortality” and “virtual human” technologies and concepts with those of culture preservation and exploration. As far as I am aware, research efforts devoted to these technologies have not yet targeted culture preservation problems; therefore most of the following discussion is thorough speculation on my part.

## 2. Digital Immortality & Runaway Technology

Two important concepts underlie the following discussion. Unfortunately, there is scarcely room here to adequately introduce them, much less give them the respectful treatment they deserve. Interested readers, therefore, are encouraged to research these concepts on their own; my apologies.

The first concept is the *exponentially increasing power of computers*; it relates to Moore’s Law, Kurzweil’s law of accelerating returns, and several related technology predictions. Although the rates and speeds of increase are debated, more than a few people adhere to the view that these laws (modified by many other factors) imply that computers not only have been but will continue to double in computational power approximately every 12 months. Over any ten-year period, this implies a thousand-fold increase in computing power; twenty years implies a million-fold increase; and so on.

These rates are often used to project various computational milestones in the future, two of which state that: 1) by the year 2020 (or thereabouts), the raw computational power of a single computer will be equivalent to the power of the human brain, and 2) by the year 2050 (or thereabouts), the raw computational power of a single computer will be equivalent to the combined brain-power of all of mankind. Truly phenomenal impli-

cations result from this view of the future.

The second major concept needed is *digital immortality*. There are many definitions and different views surrounding the concept of digital immortality, ranging from the mundane and straightforward all the way to the truly mind-numbing. It may not seem so as you read this paper, but I have tried to limit the discussion to the mostly mundane, plain vanilla aspects of digital immortality in what follows. Thus, if anything, the views and statements I present below are more likely understatements than overstatements.

As a hopefully minimalistic definition then, digital immortality can be roughly considered as involving a person-centric repository containing a copy of everything that a person sees, hears, says, or engenders over his or her lifespan, including photographs, videos, audio recordings, movies, television shows, music albums/CDs, newspapers, documents, diaries and journals, interviews, meetings, love letters, notes, papers, art pieces, and so on, and so on; and if not everything, then at least as much as the person has and takes the time and trouble to include. The person's personality, emotion profiles, thoughts, beliefs, and appearance are also captured and integrated into an artificially intelligent, interactive, conversational agent/avatar. This avatar is placed in charge of (and perhaps "equated" with) the collected material in the repository so that the agent can present the illusion of having the factual memories, thoughts, and beliefs of the person him/herself.

In ways that will hopefully become apparent in the remainder of this paper, such an all-encompassing repository coupled with an intelligent, emotional, conversational "human like" agent that pretends to be a specific someone (e.g., you) can provide several benefits similar to those that might arise were that person him/herself to have continued living, perhaps indefinitely. The thinking is that if you can't hang around forever, why not create a surrogate who (that?) can. This is one of the weak senses of "immortality" as used in "digital immortality." Even with this weak sense, though, you might be amazed by some of the possible implications for culture preservation and exploration.

In what follows, I focus on personal digital immortality as a valuable, desirable, and unifying concept that stands to change the way we and future generations will come to approach the activities of culture pre-

servation and exploration; I use the concepts related to Moore's and Kurzweil's laws only to help persuade you that much of what follows is certain.

### 3. The Art of the Long View

We should clearly expect significant and fundamental changes to the fields of culture preservation and exploration in future years as a result of the continuing onslaught of technological innovation. While many of these changes will be incremental, others will prove outright disruptive. Thus we are forced to take the "long view" into the future to attempt to anticipate what might then be the state of the art in tools, methods, media, and motivations that our long-distance, future generations will use. The task is not to predict the future but to anticipate the most likely alternative futures and to comprehend a set of scenarios by which they might arise (see Peter Schwartz's excellent book, *The Art of the Long View*, for example). Once formally developed, these scenarios can then be used to more adequately shape the nature of today's research and culture preservation activities so that they contemplate possible effects of massive technological innovations.

How far into the future should we look, though, when conceptualizing how future societies will want to and/or be able to explore and preserve all the cultures they inherit from us? We ourselves have preserved cultures stretching back at least 5000 years; but surely there is no possible way for us to project that far into the future with our technologies and our perceived evolution of cultures. Looking 2000 years back is, for us, significantly easier, as these years have been fairly extensively captured in various historical and cultural documents. Perhaps we should use 2000 years into the future as an upper limit on our visioning processes; and if that is too uncomfortable, maybe 1000 years is a good upper limit. Regardless, it is sometimes easier to speak in terms of numbers of generations rather than in numbers of years. This is particularly useful when discussing digital immortality, and especially personal digital immortality when carried out for the benefits of one's descendants.

The number "ten generations" is a good one. It is useful to imagine what it would be like if our own descendants could look backwards into

their family tree and find all those ancestors digitally preserved, virtually alive, and ready to talk! If we consider one generation equivalent to 25 years, then ten generations is only 250 years—far less than 1000 or 2000 years. Surely we owe it to future societies to contemplate more than the next measly 250 years.

On the other hand, given the exponential increases in computing power, think what a mere 250 years means with respect to the future power of computers. As Mister Rogers might have asked, “Can you say ‘inconceivable?’”

## 4. Technology, Culture, and the Future

Many recent books document the phenomena of Moore’s Law, Kurzweil’s Law, the exponentially increasing rate of developments in technology, and the dizzying array of results that are predicted to ensue. Very few, however, contemplate possible effects at the level of society or human culture, and fewer still systematically contemplate the fundamental changes they are injecting into the culture sciences, the nature of culture, and the important human endeavors of culture preservation and culture exploration. So at present, most discussion of the futures of these fields is thoroughly informal and speculative, including this one. This situation is ripe for a remedy.

In culture science, as in any other field, the rapid pace of technology development is proving to be a double-edged sword; it is creating both numerous problems and numerous opportunities. Fortunately, culture professionals are already aware of many of the emerging problems, and they have initiated multiple large-scale, government-funded efforts to address them.

Understanding and exploiting the opportunities is more problematic, for several reasons. First, culture professionals are more adept at integrating technology rather than inventing it, driving it, or contemplating its directions. Second, many of the benefits of adopting particular technologies might not materialize for years, perhaps even generations, especially since many of the beneficiaries of our culture preservation activities haven’t even yet arrived on the planet. Thus user-centric, activity-based research is difficult.

Fortunately, though, several advanced technology innovations are already being explored, so we are getting some early glimpses into the future; examples include 3D and panoramic photography of material culture objects, navigable virtual museums, artificially intelligent virtual tour guides, and many innovations in human-computer interfaces, to name only a few. There are longer-term opportunities as well, many of which have not yet made their way into mainstream culture research. Some examples of these, to again name only a few, include self-organizing personal micro-culture archives, virtual humans, virtual time travel, the democratization of culture preservation, and as already mentioned, digital immortality.

## Today's Magic is Tomorrow's Paperclip

Among research projects attempting to exploit emerging technologies, several are exploring the creation of high-fidelity, photo-textured, 3D graphic models of large archaeological structures (e.g., the Acropolis, the Temple of Solomon, and the Giza Plateau). These models can be rendered in real time, in textured 3D, and interactively “traveled” through; furthermore, they can be populated with animated, computer-generated characters that wander through the 3D site, dressed in clothing of the time and performing typical daily tasks. These capabilities mean that you can now “virtually visit” archaeological sites, randomly walk through them, and get a vague sense of “being there”. (Readers familiar with immersive 3D computer games such as *Doom*, *Quake*, or *Unreal Tournament* will readily appreciate the huge implications of these capabilities.)

While these 3D “virtual reality” and “virtual visitation” capabilities are relatively new and fascinating to us (at least within the culture sciences), they will be ubiquitous, thoroughly commonplace, and taken for granted by future generations. When future generations explore their past cultures, they will want and expect, as a matter of course, to be able to virtually visit and walk through the buildings, malls, cities, vehicles, and homes of those cultures. Further, where today we populate our 3D culture-worlds with brute-level automatons, theirs will be populated by artificially intelligent, artificially emotive, autonomous, personality-driven simulated beings or something even more sophisticated that we can't yet imagine; this too will be ordinary to them.

Arthur C. Clarke once pointed out that, „Any sufficiently advanced technology is indistinguishable from magic.“ Taking a future-based viewpoint and looking backward, however, an analog to Clarke’s statement might be, “Today’s magic is tomorrow’s paperclip.” It points out the inevitable “de-astonishment” of any of today’s most advanced technologies in future generations. As a result, all our current “gee whiz” technology-based innovations, including those mentioned above, will at some point become thoroughly commonplace to our descendants. In the process of becoming commonplace, however, some will have become essential core technologies and will have spawned many new methods and practices within culture preservation and exploration. (Consider the effects of the invention of paper, which itself was once considered an amazing technology.)

## 5. Digitalization of Personal Cultural Artifacts

Perhaps the most significant influence to date of technology on culture and culture sciences has been the digitalization of storage, transmission, creation, manipulation, and interfacing of most forms of media, information, and communication. As a result of this digitalization process, we are living in an age where more and more cultural artifacts are digital. Most of society’s photos, videos, movies, and music all live entirely within the digital world now. Furthermore, many of society’s repositories of knowledge and data are being moved entirely into the digital world. Even things that don’t start out digital often end up digital, as they can now be converted to or replicated in digital format, using scanners, digital photographic cameras, digital video cameras, or other image and data capturing devices.

It is not only society and mass culture that have undergone this digital transformation; our personal lives have also been hugely transformed by this digitalization process. The number of objects, events, and aspects of a person’s life that can be captured and stored on computers and digital media is staggering, by any measure; and the amount is continually increasing year by year, decade by decade, generation by generation.

## Archiving Your Own Personal Cultural Artifacts

One key result of this move to digital lifestyles is that many people today are experiencing the phenomenon of having increasing amounts of digital “stuff” from their personal lives accumulated and stored on their own personal computers, much of which is unique and much of which they themselves have created; many constitute true cultural artifacts. Years worth of photos, home videos, letters, and personal diaries/journals that they created in the past are things they now save on disks/discs; they are thus available for retrieval and reuse, should the need arise.

We probably tend to think of these accumulations as backups or archives from which we can retrieve something, if we ever really need to. But it may be more appropriate to start thinking of them as time-based repositories, even time-based personal culture repositories, that provide a view, of sorts, back through the years of our lives, and that we are maintaining not so much for our own use but for use by our descendants.

By the time we and other current generations of people reach old age and approach death, many of us will likely possess huge repositories of digital stuff, much of which will be personal cultural artifacts and whose lifetimes span many years. All the “stuff” in these repositories will have been organized, indexed, documented, and annotated—by intelligent software agents, if not by us—and archived for future use. If you then choose to do so, you can easily and cheaply preserve this giant personal information and culture archive, make a number of identical copies, and leave a copy to each of your children.

## You Are the First of Many

If you do in fact decide to leave a copy of your preserved digital “stuff” to your children, they might later on choose to bundle all your stuff with all their stuff and leave copies of the combined result to each of their children; and so on, and so on, generation after generation. You will be the first, however, as this capability has never before been presented to mankind. We are truly at one of the most significant turning points in all of history, and our descendants will view history and connect to their own personal histories in ways that we can barely imagine.

Just consider what one of your own descendants ten generations down the line might like to inherit from you (along with all their other ancestors, of course—all  $2^{10}$  of them!)—stuff that, among many other things, could allow them to explore in detail their personal family histories, the many family cultures from which they derived, and even individual ancestors, such as you. Perhaps they will want to explore your memories, thoughts, and culture, and perhaps even to “talk” to you and “get to know” you on a first-hand basis. By becoming digitally immortal, you will grant their wish.

## 6. Talking to Dead Relatives

In the movie *Minority Report*, based on Philip K. Dick’s book of the same name, John is a seriously grieving father whose young son, Sean, was violently murdered several years ago. John has never gotten past this event, and he now is deeply melancholic. When life becomes emotionally rough for John, he likes to go home and “talk to” his dead son Sean. He does this by whipping out one of the many home “movies” of Sean that he took over the years and replaying it. The technology available in John’s time provides for a holographic projection of Sean to take place during the movie’s playback, so that John actually sees a 3D rather than a 2D recreation of Sean and the recorded events.

The important thing to note is that John talks to Sean during the playback. Video cameras capture not only the video but also whatever sounds and conversation are simultaneously occurring, including, of course, the speech of the camera operator, if any. When people take video of their children, they frequently talk to them from behind the camera. This is what John has done, too. So whatever conversation John and Sean had at the time the movie was made was captured by the video camera, and John was directly involved. Now, years later, as he watches the video, when it comes time for him to talk in the video, John talks in real life, echoing the words he said at the time of the original recording. Appropriately, Sean answers his father—on video. But for John, it feels as if Sean is answering now, in current time. John re-experiences the emotions of actually talking with his son, or at least some portion of them—certainly enough to help him with his need and desire for feeling the love and affection for his son. This is key.

John has no illusions about his son's being dead. John is not being tricked into thinking Sean is alive once more. There is no Turing Test involved that the recorded Sean has passed. And any "suspension of disbelief" (see below) is willing rather than forced. Nevertheless, for John, this is a highly rewarding experiential activity, and—as you can observe in the movie—it is one he has engaged in so many times that he has the timing down precisely. He knows precisely when he should speak and how to do so. Clearly he has done this many times, perhaps a hundred or more; yet the emotional payoff is so high that he eagerly re-engages the experience.

The movie *Superman* provides another, richer visualization of this digital immortality aspect. Inside Superman's Fortress is a computer system capable of projecting interactive images of his father and mother. Superman can ask them questions, and they reply. More than this, they can engage in deep, complicated dialog. Behind the recorded father and mother lies a massive knowledge and information repository, including numerous images, sounds, and other media. The father and mother use them as needed during their conversations with their son.

Superman's father and mother previously created and preserved this system for him before their deaths, knowing he would find it useful and valuable as he grew up. When Superman comes to visit, the virtual father and mother provide not only this recorded information and knowledge, but also their love and affection for their son. Superman feels this while he talks to them, and he inevitably begins to evince his own emotions. At once point, he reaches out with his arms to embrace his father. When he realizes what he has done, a momentary embarrassment creeps over him.

A critical point to note is that Superman too is under no illusion that his parents aren't dead; there is no passing of any form of the Turing Test involved; and there is no trickery involved. Only willing suspension of disbelief is involved for Superman to obtain a genuinely emotional experience of interacting with his own parents, both of whom he quite well knows are dead.

Personal digital immortality offers the same possibility to you and your descendants. In fact, think of what it would be like if you had digital repositories and animated, conversational, 3D image interfaces of all of

your ancestors reaching back ten generations. Imagine that you could talk to any one of them, asking them whatever questions you might want, including questions about themselves, their generation, and their culture.

Unfortunately, this ability is unavailable to us, since the technology wasn't available to our ancestors, especially not to those 10 generations before us. But the technology is available to us now (or very soon will be), so we can in fact start the ball rolling. You can (and should!) take steps now to become the first in a long line of digitally preserved and recreated ancestors for your descendants.

## 7. The Preservation of Cultural Icons

Culture Preservation, as practiced by culture scientists and professionals, does not typically involve itself with the preservation of individuals unless those individuals have become cultural icons of some sort. Usually, but not always, these are individuals that have achieved a level of fame (or infamy) that transcends their lifetime, and they have somehow come to represent significant aspects of their respective cultures. Throughout most of our history, the cultural preservation of such people has typically had to rely on small numbers of artifacts—for example, biographies, correspondence, personal diaries or journals, a handful of photographs or drawings, collected tales concerning the individuals, and artifacts produced by the individuals, if any (e.g., their writings, art, or music). Given the technology cornucopia of today, however, it has become far easier to collect and preserve vastly more cultural artifacts related to a specific person, and many more people are getting involved in the preservation act.

Rock musicians are currently a strong favorite. For both mass culture and micro-culture musicians, you can generally find multiple web sites devoted to collecting and sharing huge amounts of information and large numbers of artifacts from a musician's life and career. You will likely find numerous photos, album art, lyrics, tablatures, downloadable playable copies of the musician's music, audio/video interviews of the musician, fan-mail, digital scans or reproductions of important documents, posters, ticket stubs, paintings, site-visitation logs, devotional comments by ardent fans, and even QTVR photos of the musician's home or stu-

dio. You might also find auto-/biographical e-books, professional critical analyses of the person and his/her music, rockumentaries, and much, much more.

Clearly it is becoming easier and easier to culturally preserve people—lots of people—including people who may not even be cultural icons. Consequently, future generations will definitely inherit far more culturally preserved people than we did.

## 8. Interfacing with Dead Icons

These rich, sophisticated, cultural-icon based web sites constitute some amazing, technologically advanced, information-centric repositories of culture. Unfortunately, we might at best typically consider them as interactive, digital equivalents of museums or perhaps digital encyclopedias. While their information value is enormously high, visiting one can prove quite painful and relatively unproductive. Even though they are interactive, they are presently limited to the still primitive levels and modes of interaction that currently dominate the Internet and the Web.

### Chatterbots & Conversational Agents

Many projects are exploring natural language query interfaces; while sometimes a definite improvement, they too can prove painful, for several reasons, not least of which is that most still require you to type your queries. Additionally, most treat each query as if it were independent of all others you have so far made. Consequently, you cannot engage such systems in a meaningful query dialog—at least not yet.

One encouraging development is the huge effort being expended on natural language, conversational interfaces whose main purpose (at present) is exploring the limits of simply pretending to engage in a dialog with you. They represent a significant, new approach to building conversational interfaces, as they eschew the primary role of artificial intelligence and focus instead on providing a satisfying illusion of intelligence. The thought is that sometimes it is far more enjoyable for a user to engage a skilled conversationalist with average smarts than a conversa-

tionally challenged know-it-all, even—and this is important—if you are tricked into thinking the system was reasonably smart. In other words, these systems focus on the experience of talking with them more than on the results of performing some particular task. Such technologies are suited to “companion”-type applications rather than servant/worker-type applications. This approach is hotly debated, as you might imagine. Numerous examples can be found on the web.

## Talking Heads

Another interface technology being explored is that of conversational “talking heads”. One of the central goals of these efforts is the creation of visually realistic animations of human-like characters (generally bust shots or heads only) that provide the illusion of holding an intelligent, meaningful conversation with you, but which use animation, graphics, and/or video of the character’s face and head to help convey a sense of emotion, personality, and realism. Although today most experimental talking heads are limited to text dialogs, many will soon use voice recognition and synthesized speech interfaces; at that point, you can freely speak to them and they will speak back.

## There Are Many More Approaches, Too

Many other forms of advanced interfaces are being explored as well, including intelligent query engines, 3D visualizations for document retrieval systems, haptic feedback, and even immersive virtual reality navigational interfaces. (The 1994 movie *Disclosure* provides an inspiring visual conceptualization of virtual repositories using a virtual angel as a host/guide.)

## 9. Turn Me On, Dead Man:

### John Lennon as a Talking Head

There are already numerous web sites devoted to the preservation of cultural icons (and the Web is probably still younger than most people on the planet). As just discussed though, most use passive, third-person interfaces; thus visitors to these sites can only learn “about” and not “from” the person on whom the site is based. This limitation also prevents visitors from “getting to know” the person or to come away with the feeling of having actually visited the person. Personally, that would bother me, as there are quite a few dead people I’d like to meet and not just read about.

There are some icon-centric sites, however, that are actively exploring the integration of talking-head technologies into their sites, hoping to let you speak directly to the person and engage them in simple dialogs. Examples include projects focusing on Einstein, Elvis, John Lennon, Jack the Ripper, Hans Christian Andersen (a very sophisticated effort), and Jackie Strike, a fictional Presidential candidate (technically, she doesn’t qualify as a culture icon; but the project is so impressive that I included it here anyway). Not all talking-head projects are coupled to cultural-icon preservation projects, so there are in fact many talking-head systems you can go chat with, if you are interested in exploring the state of the art, independent of culture preservation activities.

The most publicized of these projects is perhaps the John Lennon AI Project (it certainly isn’t the most sophisticated, and its development seems to have lagged). The project attempted to artificially recreate Beatles member John Lennon by programming an artificial conversation system based entirely on Lennon’s own, historically documented words and thoughts. Unfortunately, it achieved only minimal success.

The Hans Christian Anderson project, on the other hand, is quite sophisticated. You can visit Hans in his home and office, and you can carry on a modest conversation with him about many aspects of his life and writings. While you do, he wanders about in his office, sometimes turning toward you to speak and other times turning away. It is admittedly

an early prototype, it lacks photorealism, and it isn't likely to evoke any emotional responses within you, but it provides another glimpse of what is possible and what is coming.

The general approach in building a human-based talking head system is to take a fairly large collection of the records of a person's conversations, activities, interviews, diaries, journals, school transcripts, school essays, love letters, and such, and to use these to construct an engaging, high-fidelity, first-person conversational system that pretends to be that person by using the information in those records to construct possible conversations. Because these systems are based on real people, they are constructed in such a way that everything they say, including their replies to questions, are either: 1) somewhat like the real human is imagined to have answered those questions, or 2) perhaps strictly from actual statements or recorded thoughts and memories of the real human, as found in the person's archives.

Based on predicted continuing technological advances in artificially emotive, conversational agent technologies, these projects anticipate reaching the point where visitors to the sites can freely converse with the artificial persons—e.g., Hans, John, or Einstein—asking them any question you want about their lives, beliefs, memories, or whatever, and have them render personalized, chatty replies based directly on both the content of the underlying knowledge-base as well as an artificially emotive personality simulation.

In the case of the John Lennon AI Project, visitors can (and do) ask John about his early childhood and family, his favorite song, why Yoko, his thoughts about being a Beatle or about Ed Sullivan or whatever. Not that he can yet answer them all, but if there is an answer, or if a reasonably believable one can be constructed by the system, it will be given to you; and if given, you can be pretty sure that he gave that answer (or something like it) sometime during his life.

## 10. You Too Can Become a Talking Head

How does all this relate to you and your personal digital archive of “stuff”, the one you plan to leave to your children and all future descendants? Well first, it is already possible to have a (basic) talking head

created out of you and your personal cultural archive. The result might not currently be hugely compelling as a “virtual you”, but it will be conversational, it will be high-fidelity, and it will be potentially useful for several purposes. Furthermore, in later years it can be upgraded and highly improved. In fact, even after your death, your talking head can be improved and have its capabilities extended. So as the technologies improve, your talking head can be improved, even without your involvement.

For people who have neither the time nor interest in doing this to themselves, there are several companies that provide personal, talking-head creation services (including ours). The resulting talking head implementation of you can be as factual as you want it to be, or you can allow some “artistic license” in its creation; doing so might make it (you) more conversationally skilled but less faithfully representative of you.

Photos (and other image types) can be linked into appropriate parts of the conversational database and also shown to the visitor when appropriate. Audio recordings can also be similarly integrated. This would allow your talking head to “show” or “play” something to a visitor, even if it could not describe or discuss it. The system would be modular too, so that you could add more and more knowledge, memories, beliefs, or whatever as time goes by. Future system designs will let you set your up system so that new information components are automatically added and indexed into the information database, even if they are not made part of the conversational component.

In essence, you can personalize your talking head in whatever way you want. Much of its ability will result, though, from the amount of digital stuff that you have taken time to add to your repository, so clearly, the more the better. Constructing such a system is far from trivial, but it is indeed doable; and it’s getting easier with each passing year.

## 11. Computer-Generated People

Actually, when it comes to computer-generated people, we can already go well beyond talking heads. Computer graphics technology, for example, can now render thoroughly photo-realistic images of humans, many of which are quite visually stunning. The results are often so compellingly life-like that most people have a hard time determining whether

an image is of a real person or a computer creation.

These computer-generated people have proven so realistic that several international modeling agencies, including Elite, have added digital female models to their rosters; clients can contract for the use of these digital models in their photo shoots just as they would for human models, only for far less expense. One agency holds the annual *Digital Beauties* beauty contest for computer-generated, female models. Winners are offered a modeling contract with the sponsoring agency. Digital people are entering our lives in other ways as well.

## Computer-Generated Movie Actors

Besides computer-generated images, computer technologies will soon reach the point where we can create fully articulated, thoroughly photo-realistic, animated artificial humans for use in videos and feature-length movies. While the technologies involved are different, you can nevertheless explore the potentials of this capability in movies such as *Simone*, *Final Fantasy: The Spirits Within*, and *Immortal* (Enki Bilal's).

*Final Fantasy* was one of the first movies to attempt the use of only computer-generated actors with high levels of photorealism, and it was quite successful in doing so. Actor Tom Hanks, in an interview following the movie's release, even expressed concern about future competition over roles with these computer generated characters. One of the promotional posters for the movie shows the face of a somewhat wrinkly yet approachable, older man; the poster's caption reads, "Hi. I'm Charles, and I'm not real." The clear intent is to confuse and impress the viewer; and it does. Without the caption, most people would simply assume that Charles was indeed a real actor.

The movie *Immortal* presents another glimpse of using computer generated humans in film, as it freely intermixes humans with computer generated actors in ways that make it difficult to determine which actors are human and which are computer-generated. Complicating this determination is the fact that even with the human actors, parts of their faces and bodies are computer generated. Several other movies illustrate the advances in computer-generated actors, including *Monsters Inc.*, *The Incredibles*, *Game Over*, and the older TV show, *Reboot*.

## Virtual Humans

We will also soon reach the point where we can, with computers, create virtual humans. These virtual humans will “live” entirely within the computer but, for all intents and purposes, will appear to be “real” humans. These “virtual” humans will possess artificial intelligence, artificial emotions, and artificial personalities. Many will be thoroughly photorealistic and even non-visually differentiable from real humans (at least as seen on television, in the movies, or on a computer screen). They will have synthesized memories and belief systems; they will have interests, skills, likes, and dislikes. And they may possess massive knowledge databases.

We will be able to see them face to face, to speak with or type to them, to hear them speak—even in very enjoyable, human-like voices, and to engage them in non-trivial, meaningful conversations. They will come to know you, to remember you, and to remember your previous interactions with them. You may be able to join some of them in virtual reality arenas for playing games, much as you can now do with game-bots in computer games such as *Unreal Tournament* or *Half-Life*, or even *The Sims*.

If this sounds far-fetched, it isn't; it is actually quite tame compared to what researchers believe is coming down the road.

## 12. A Computer-Generated You

Creating a 3D computer-generated image of you is easily done. In some cases, only a few photographs of your face and head are required to create a three-dimensional, somewhat satisfactory photorealistic model of your head. This 3D head model can then be coupled to software systems that manage speech synthesis, lip-synching, animation, and artificial lighting techniques to make your head essentially “come alive”. This head could serve as the animated, visual component of your talking head system, if this is the kind you prefer (personally, I prefer video-based approaches). Your eyebrows would move, your eyelids would blink, your head would sometimes tilt and bob around, and so on.

Instead of supplying only a set of photographs, you might alternatively provide some video footage taken of you in the process of talking, answering questions, and expressing emotions with your facial movements.

With this video material, an even more realistic talking head representation of you can be created. This is one of the approaches we are pursuing, with systems we call VideoBots™ and VideoDIMs™.

For all practical purposes, you would look quite real, either way—especially to visitors who don't know you. Whether your own spouse, children, and other family members would be able to readily differentiate your real head from your virtual head remains to be seen; but even if they can, it won't be too many generations before none of your descendants will be able to, for the simple reason that they will never have met the “real” you anyway—only the “virtual” and “digitally immortal” you.

## Voice Cloning

What about your voice? It is certainly possible today to use recordings of your own voice, with all its aural and speech qualities, as the basis of an artificial voice and speech synthesis system. Using synthesized speech based on your voice, your digital immortality agent/avatar could then reply to questions in your voice, read your letters or diaries in your voice, sing songs in your voice, and even more. Your descendants could then not only talk to you, but they could hear you reply in your own (synthesized) voice. (I urge you to record your parents now and every few years, while you can, even if you don't actually voice clone them for years to come; you could even leave this for your children to do, sometime, if you aren't interested, but you really must have their recordings. Send email for help.)

## Artificial Emotions and Personalities

There is a huge amount of current research targeting the creation of artificial emotion and artificial personality systems. Only recently has it become acceptable to explore such capabilities, as the inner workings of the brain and all its neural mechanisms were only vaguely comprehended. But with the huge advances that have recently taken place in the neuro and cognitive sciences, these topics are now being avidly pursued.

Most research in these areas, however, deals with completely artificial personalities and emotions, such as are intended for games, humanoid

robots, and artificial humans. The goal is to create believable, human-like behaviors and responses to a wide variety of stimuli.

So far, though, most research has focused on mechanisms and processes. Consequently, the research community has not yet significantly focused on creating and simulating specific personalities and specific emotion profiles based on real people, such as Elvis, let's say, or of your Grandmother. But we are not far from being able to do so. When we near that point, one of the key data components for these systems will clearly be detailed profiles compiled from multiple personality and emotion tests. At that point, the artificial emotion and personality systems of your computer-generated, virtual human interface will be able to mimic the idiosyncratic behaviors, mannerisms, and responses that we associate with specific individuals and personality types. Clearly, one can be created that will mimic your emotions and personality. So take your tests and toss them too into your repository.

### 13. Putting it All Together

Voice cloning, talking heads, artificial emotions, and artificial personalities are only a few of the technologies within the “virtual human” arena that can be exploited for the purposes of constructing a personal agent/avatar interface for your digital immortality archive. All these component technologies can be integrated in many different ways, and not all components have to be used for a given approach. So clearly many types of digital immortality systems can be designed. The choices are yours, and you will have many of them.

Think of HAL for example, the computer in 2001: *A Space Odyssey*. HAL possesses significant artificial intelligence, artificial emotions, emotive voice synthesis, speech recognition, and even lip-reading capabilities. Yet HAL was without visage—i.e., no talking head, no visual interface (unless you count his blinking light as one).

The computer-generated, animated, conversational Dr. Know in the movie *A.I.* portrays another possible vision of what an emotional, personality ridden, interface might be like—one with a head, no less, but no body. Further, the head is a cartoon head. Admittedly, this vision is neither satisfactory nor impressive compared to what is currently possible.

Unlike HAL, Dr. Know is essentially a talking, interactive encyclopedia or at best, an extremely intelligent research librarian. He certainly knows a lot, and he is friendly, personal, and emotive. Nevertheless, he inherently constructs a distinct intellectual, emotional, and interpretive barrier between you and the objects of discourse, especially when those objects are specific people.

Suppose someone in the distant future develops a desire to learn about Elvis and then goes for a visit to one of the massive, online web sites devoted to “all things Elvis.” What sort of interface would that person like to talk to? Clearly not some Google-like interface. But what about Dr. Know? No; well, perhaps. The problem with a Dr. Know interface is that the visitor is restricted to third-person queries and so can only talk *about* a person rather than *to* a person. I don’t know about you, but when I go to an Elvis site, I want to talk to Elvis himself; and if that’s not possible, then maybe Priscilla or Vernon; Dr. Know is way down on the list. And I certainly want an ongoing dialog, so that I might be able to ask questions like, “No kidding!? Then what did you do?”

## 14. Recording Your Entire Life

In many ways, creating a personal cultural repository over your lifetime amounts to “preserving” yourself in digital storage, albeit indirectly. What that means and what the value would be of doing this has a broad range of answers. One very simple, straightforward illustration of the value of doing this is illustrated in the movie, *Final Cut*. The story involves the organic implantation of Zoe chips into the brains of various people for use in recording everything the person sees and hears throughout their lifetime. When a person with a Zoe implant dies, the chip can be extracted and sent to a “cutter” who explores all the recorded material, selects bits and pieces from it that represent the person, his/her accomplishments, most memorable experiences, expressions of love to and from others, and so on. These selected materials are then composited into a video memorial that is shown during the funeral memorial service for that person, letting people vicariously relive the life of their loved one, through that person’s eyes. Unfortunately, the story’s treatment of the personal memory archives of a person ends with the memorial service; no further elements of digital immortality or culture preservation

are examined. Nevertheless, the movie's visualization of concepts related to personal digital immortality are quite engaging and should not be missed.

The concept of capturing everything a person sees and hears during a lifetime and then storing it all on digital storage media is actually quite possible. With the ever-declining costs and the ever-increasing capacities of digital storage media, it is estimated that a person's entire life can be held in several hundred of terabytes of storage, or thereabouts, and at prices in the not too distant future that will render this affordable by most. Unfortunately, while there are existing techniques that we could consider for use in capturing the audio and video data, none are yet fully "comfortable" and ready for 24/7 wearability, as would be a Zoe implant. So for now at least, we must resign ourselves to a high degree of manual involvement in the process.

Along with everything else you capture and store, many of the items finding their way into your repository will be true cultural artifacts. Since culture scientists adhere to the fundamental belief that we can learn about a culture group by studying the cultural artifacts left behind by that group, then all you have to do is ensure that you leave lots and lots of culture-related stuff behind—in your repository—and future computer-based tools can probably be fairly successful at "extracting" you from the repository in some future year, for the benefit of your personal descendants. You will have preserved not only yourself but also elements of your culture for study and enjoyment by your own descendants.

Because your repository is digital, it can be copied and recopied and recopied, without ever degrading its original quality. Just as your children will pass a copy of "you" on to their children (your grandchildren), their children will pass a copy of you and their parents on down to their children, and so on and so on. You may get passed down for ... shall we say 10 generations? That's only 250 years, and we're trying to take the long view, for perhaps 1000 or 2000 years into the future. This means you may get passed down some 40 to 80 generations between now and then. Each succeeding generation of your descendants will have his or her own private copy of you, to explore as he or she wishes. Some will want to learn about the times you lived in perhaps, especially if one or more major events takes place during your lifetime; some may be curious

to learn what techno music was all about and to see if you left any Fatboy Slim or Chemical Brothers in your archives for them to listen to; some may in fact want to get to know you—personally, so they may want to drop in on you in your 3D virtual house, college dormitory, or office (all of which you have no doubt dutifully captured and preserved for them). For all these people, for all their varied interests and purposes, you will be available for study, exploration, and interaction, from now till the indefinite future. In essence, you will have reached a state of personal, cultural “digital immortality.” What are you waiting for?

## 15. Acknowledgements

I am deeply grateful to Ellen Euler (soon to be Dr. Euler) and Prof. Thomas Dreier for having involved me in their workshop „*Kulturelles Gedächtnis im 21. Jahrhundert*“. Before the workshop, I hadn't really considered my research and interests in digital immortality as being related to the critically important work performed by culture preservationist professionals; following the workshop, however, they will remain inextricable.



## Das Virtuelle Museum Karlsruher Türkenbeute



### Projektbeschreibung

Thomas Fürstner  
Andreas Rathmanner

[www.tuerkenbeute.de](http://www.tuerkenbeute.de)

© 2003 Badisches Landesmuseum, Karlsruhe in Kooperation mit ZKM | Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe, gefördert von der Landesstiftung BadenWürttemberg gGmbH; Idee und Konzept Tom Fürstner; Umsetzung FOX medialab

## I. Prototyp für ein Virtuelles Museum

In einer Kooperation zwischen dem Badischen Landesmuseum (BLM), dem Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM) in Karlsruhe und der Wiener MediaAgentur FOX wurde in den letzten eineinhalb Jahren ein Prototyp für ein „Virtuelles Museum“ entwickelt und realisiert.

Die Landesstiftung BadenWürttemberg finanzierte das Projekt.

Laufzeit: 1,5 Jahre

Gesamtbudget: Euro 750.000,-

Eröffnung: 20. Mai 2003



## II. Das Virtuelle Museum „Karlsruher Türkenbeute“

<http://www.tuerkenbeute.de>

Die Aufgabe, die wir uns gestellt hatten war klar. Die Entwicklung eines Prototypen für ein „Virtuelles Museums“, das sich von der realen Architektur und Struktur eines Museums verabschiedet und ein eigenständiges Informationsgebäude im virtuellen Raum bildet – keine Repräsentation des Museums, sondern eine digitale Informations und Kommunikationsplattform deren Fokus nicht allein auf dem Objekt, sondern auf Themen, Ideen und Beziehungen liegt.

Da das Objekt im virtuellen Raum seine Originalität und Einzigartigkeit verliert, muss der Schwerpunkt digitaler Präsentation in der Bereitstellung von Information und Schaffung neuer Beziehungen liegen. In Zukunft haben Museen also eine doppelte Funktion: Zum einen sind sie die Hüter der originalen Objekte – sie sammeln und bewahren vor dem Zerfall. Zum anderen sind sie Bürgen für die Qualität der von ihnen bereitgestellten digitalen Informationen im Internet und fungieren damit als Informationsanbieter mit Anspruch auf Authentizität und Glaubwürdigkeit.

Im Rahmen der Digitalisierung von Objekten ist es nicht ausreichend, Objekte zu scannen und damit in digitale Form zu überführen, sondern es ist notwendig sie mit jeder Art von Metainformation zu verknüpfen, einen erweiterten Kontext zu schaffen und zugänglich zu machen, sowohl im technischen als auch im inhaltlichen Sinn. Die Bedeutung des Objekts wird relativiert zu Gunsten der Idee, die ihm zugrunde liegt und somit wichtiger als das materielle Objekt selbst. Die digitale Reproduktion des Objektes erhält im virtuellen Raum eine neue Bedeutung und wird neuerlich einem Gebrauch zugeführt.

Ein digitales Objekt glänzt durch eine möglichst große Menge an Verknüpfungen mit anderen digitalen Dokumenten, Bildern, Filmen, Animationen und Klängen. Über das Internet global und rund um die Uhr zugänglich, kennen digitale und digitalisierte Kulturen keine Zugangsbeschränkungen und fördern, wo es geht, die Kommunikation über alle sozialen und geopolitischen Grenzen hinweg. Darüber hinaus motivieren virtuelle Ausstellungen ihre Besucher die Objekte vielfältiger und flexibler zu nutzen. Wenn Besucher die Exponate virtueller Ausstellungen frei arrangieren, zu jedem Objekt ihre eigenen Diskussionsforen eröffnen, über Ausstellungsbilder frei verfügen und jedes Objekt beliebig um eigene Informationen erweitern können, dann werden Museen tatsächlich zum Kernpunkt von Wissensfindung und vermittlung.

### III. Idee

**D**a das Museum im virtuellen Raum an keine örtlichen Begrenzungen und statischen Auflagen gebunden ist und eine Ausweitung je-

derzeit in alle Richtungen gegeben ist, sprechen wir vom „Museum ohne Wände“. Ein Begriff der bereits 1949 lange bevor das Internet überhaupt existierte von André Malraux geprägt wurde aber bis heute nicht zufriedenstellend umgesetzt werden konnte. Zu groß sind die Befürchtungen der Museumsbetreiber die Eigenständigkeit ihrer Institution zu verlieren und zu gering das Verständnis, um die unerschöpflichen Möglichkeiten, die uns das Medium Internet bietet, nutzen zu können. In den letzten 10 Jahren ist ein vollkommen neues Medium entstanden, eine Entwicklung mit der nur Wenige standhalten können. So wird immer wieder versucht die Erfahrungen aus Print (Bücher, Magazine...) und Elektronische Medien (TV, Radio...) für das Internet zu übersetzen, aber nicht aus dem Medium heraus neue Kommunikationsstrukturen zu entwickeln.

So beschränken sich auch 99 Prozent der Museumswebseiten auf die Repräsentation der Museen selbst, indem sie ihre Hochglanzprospekte in digitaler Form ins Netz stellen: Öffnungszeiten, Anfahrtswege, spärliche Informationen zu aktuellen Ausstellungen und im besten Fall eine Kamerafahrt durch die Sammlungsräume. Obwohl diese Internetseiten jeglichen Focus auf Exponate und Themen vermissen lassen, bezeichnen sich diese fälschlicher Weise als „Virtuelles Museum“.

Wir verstehen hingegen den Begriff „Virtuelles Museum“ als einen eigenständigen Museumsbau, der nicht unbedingt im direkten Bezug zu einem konkreten Museum stehen muß, sondern im Idealfall aus der thematischen Vernetzung mehrerer Institutionen entsteht. Da die Rezeption interaktiver Medien ganz anderen Gesetzen unterliegt als die eines Museumsbesuches, gilt es neue museologische Strategien für den Auftritt im virtuellen Raum zu entwickeln.

Das Objekt wird durch die digitale Kopie ersetzt und verliert dadurch seine Einzigartigkeit sowie Originalität. Die Schwerpunkte eines virtuellen Museums müssen daher auf der thematischen Aufbereitung, Erweiterung der Information durch Vernetzung und der kommunikativen Auseinandersetzung über unser Kulturerbe liegen.

Das virtuelle Museum ist über den ganzen Erdball verteilt und kann von jedem Internetanschluss aus, rund um die Uhr besichtigt werden. Es bietet den Besuchern nicht nur einen Haupteingang an, sondern zusätzlich einen spielerischen, didaktischen und wissenschaftlichen Zugang. Es ist ein Museum, das sich jeder Zielgruppe unterschiedlich öffnet.

Diese Gedanken verfolgt unser Prototyp: Das Virtuelle Museum soll nicht das reale Museum ersetzen oder nachbilden, sondern durch einen virtuellen Zu oder Neubau erweitern, neue Sichtweisen eröffnen, Informationen global zugänglich machen und ein neues Publikum ansprechen.

## IV. Architektur

Museen werden in Zukunft entscheiden müssen, ob sie Millionen von Euro in neue Architektur investieren oder auf den Einsatz digitaler Medien vertrauen und eine ernst zu nehmende Webarchitektur aufbauen. Es werden virtuelle Museen entstehen, die auf die Präsentation im öffentlichen Raum vollkommen verzichten.



Dieser neu erschaffene Bau bedarf der Bildung einer entsprechenden Infrastruktur. Ein Team bestehend aus Kuratorinnen, Webarchitektinnen, Designerinnen etc. werden sich den Kopf über aktuelle Ausstellungen und attraktive Präsentationsmöglichkeiten zerbrechen müssen. Es gilt weitere Modelle für die digitale Verwaltung, Vernetzung und Vermittlung von Information zu entwickeln und Strategien für die Finanzierung auszuarbeiten. Sie brauchen sich aber nicht mit beschränkten Quadraturen, Transportlogistik oder Versicherungen herumschlagen. Die Kosten für die Errichtung und den Betrieb von virtuellen Museen werden um ein Vielfaches geringer ausfallen.

## V. Struktur

Jede menschliche Idee, wie Religion, Kultur oder Erfindung ist unweigerlich mit dem Raum und der Zeit verbunden in der sie entstanden ist oder gelebt wird. Im virtuellen Museum wird es möglich sein, die Zugangsebene jederzeit wechseln zu können, indem ich die Achse des

Gebäudes verschiebe und meinen Blickwinkel auf Idee, Raum oder Zeit ausrichte ohne eine der anderen Ebenen zu verlieren. Eine Ausstellungskuratorin im virtuellen Museum wird also gefordert sein, nicht nur eine Ausstellung zu konzipieren, sondern gleich mehrere, zwischen denen der Besucher ständig wechseln kann. Bei ihrer Arbeit kann sie sich der Eigenschaften des Internet bedienen – Vernetzung und Verzweigung, Interaktivität und Multimedialität.

Der Grundaufbau eines virtuellen Gebäudes entspricht in vielen Bereichen der eines Museumsgebäudes. Die unterschiedlichen Abteilungen und Inhalte werden Stockwerken (Kategorien) und Räumen (Seiten) zugeordnet, es existiert eine Eingangshalle (Startseite), ein umfangreiches Depot (Datenbank) und diverse Administrationsräume (Redaktionstools) nur mit dem großen Unterschied, dass wir uns zwischen den Räumen ohne Anstrengung und Zeitverlust bewegen können. Wir beamen uns quasi schwerelos von einer Ecke des virtuellen Gebäudes in die andere. Umso mehr muss die Struktur des virtuellen Gebäudes so aufgebaut sein, dass der Besucher immer weiß, in welchem Teil des Museums er sich befindet und über welchen Weg er wiederum zu seinem Ausgangspunkt gelangen kann.

## VI. Metamuseum

Eine umfassende Digitalisierung, Archivierung und ein freier Datenaustausch der Informationen zwischen den Museen erlaubt es, Sammlungsgegenstände in einem erweiterten Kontext darzustellen und das „Museum ohne Wände“ entstehen zu lassen.

Museen sind die Bürgen für die Qualität der von ihnen bereitgestellten digitalen Informationen im Internet und fungieren damit als Informationsanbieter mit Anspruch auf Authentizität und Glaubwürdigkeit. Gerade dieser Anspruch verleiht dem virtuellen Museum eine herausragende Stellung unter den Informationsanbietern im Netz und macht es für die OnlineBesucher interessant.

Durch den Einsatz von XML-Schnittstellen und des europäischen Metastandards „Dublin Core“ können alle Informationen des Virtuellen Museums automatisiert ausgetauscht werden.

Somit ist der Grundstein für die inhaltliche Vernetzung von Museen und Interessensgruppen für die Zukunft gelegt.

Diese Schnittstellen können sowohl von Menschen als auch Maschinen gelesen werden und garantieren eine aktuelle und qualitative Informationsquelle im virtuellen Raum.

Die Informationsbausteine können entweder einzeln in eine Website integriert werden oder in einem gemeinsamen Ausstellungsprojekt mehrerer Museen im Internet zusammenfließen.

## VII. Bildtechnologien

Über 50 Exponate der Sammlung wurden mit verschiedenen, teils sehr aufwändigen Bildaufnahme-Technologien fotografiert, um sie auch interaktiv zugänglich zu machen. Möglich machte dies die rasante Entwicklung digitaler Kameras und der Einsatz computergesteuerter Automatisierungsabläufe.

Die Computer steuerten nicht nur die Kameras, die Drehteller und Stativsysteme während der Aufnahmen, sondern erstellten auch die notwendigen Animationssequenzen und Retouchearbeiten. Für die Digitalisierung der Objekte und die Komprimierung der Daten kam eine neuartige Software zum Einsatz. Das Ergebnis sind fotobasierte 3-D-Animationen – für den User interaktiv handhabbare Objekte, die gedreht und von allen Seiten betrachtet und bis zu 2000 Prozent vergrößert werden können.

### 1. Die Aufnahme

Der eigentlichen Bildproduktion gingen zahlreiche Aufnahmetests voraus. Ein Team aus Restauratoren, Technikern und Aufnahmeteams aus Wien und Karlsruhe entwickelten zunächst Trägerkonstruktionen, um die empfindlichen Sammlungstücke für die Aufnahmen auf den



dafür notwendigen Stativ und Drehtellersystemen entsprechend montieren zu können. Da diese Stativsysteme über Schrittmotoren automatisch von Computern gesteuert werden, mußten alle Arbeitsschritte mit großer Sorgfalt geplant und ausgeführt werden. In keinem Fall durften die wertvollen Sammlungsobjekte zu Schaden kommen.

Das computergesteuerte Drehtellersystem bewegt die darauf installierten Objekte in 15GradIntervallen rund um ihren Achsenmittelpunkt. Während dieser Bewegungen schießen auf zwei Kameraarmen montierte digitale Fotoapparate eine Aufnahme nach der anderen. Anschließend werden diese Aufnahmen bis zu 360 Stück mit Spezialsoftware zu animierten Fotosequenzen montiert.



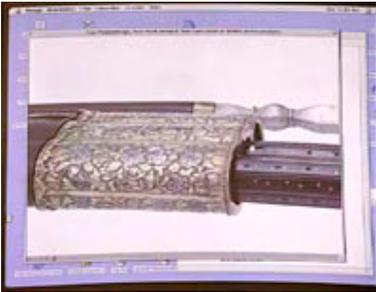
Die Animationen selbst werden dann in Verbindung mit Java, Flash und Quicktime, dem Internetbenutzer die Möglichkeiten geben die schönsten Teile der „Türkenbeute“ ganz nah von allen Seiten betrachten zu können. Auch die auf einem der DrehtellerArme montierte HighEnd Digitalkamera wird über Computer und Spezialsoftware gesteuert.

Hier wird eine Panzerhaube aufgenommen. Der RigArm wird durch die Computersteuerung auf 90 Grad eingestellt. In dieser Position wird der Tisch in 24 Schritten von jeweils 15 Grad einmal gedreht. Bei jedem Schritt wird die Kamera über den Computer ausgelöst. Schritt für Schritt fährt der RigArm in 15 Grad Intervallen nach unten. Bei jedem Intervall wird eine Serie von 24 Bildern aufgenommen.



Als größte Herausforderung stellte sich letztlich bei den Aufnahmen die richtige Beleuchtung der Exponate heraus. Für die gleichmäßige Ausleuchtung wurde schließlich ein 30 Quadratmeter großes Lichtzelt aufgebaut. Unerwünschte Reflexionen und störende Schatten waren damit ausgeschlossen.

Äußerst wichtig ist auch die punktgenaue Positionierung der Aufnahmeobjekte exakt entlang der Mittelachse des Drehtellers. Minimale Positionierungsfehler von nur einem Millimeter reichen bereits aus um die Objektanimationen fehlerhaft erscheinen zu lassen.



Nach der Aufnahme wird der Bildsatz (in diesem Fall 168 Bilder) von einer Grafikerin digital bearbeitet und zu einem dreidimensionalen Objekt konstruiert.

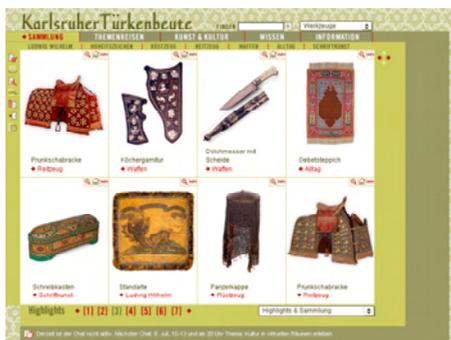
Das Resultat wird als eines von vielen interaktiven 3D Objekten im „Virtuellen Museum“ dargestellt.

## 2. Technische Voraussetzungen zur Nutzung der virtuellen Exponate:

Die Exponate sind über Tastatur bzw. Mouse bedienbar. Dazu sind folgende Konfigurationen nötig bzw. möglich: Javascript sollte unbedingt aktiviert sein. Um die Zoombilder ohne Plugin betrachten zu können sollte zusätzlich auch Java aktiviert sein. Das Betrachten der Object Movies (360°Darstellungen) setzt Browser Plugins voraus: Apple QuickTime 5 oder höher in Kombination mit dem Zoomify Plugin für alle Zoombilder, interaktiven Objekte, Movies und Filme. Alternativ dazu: Microsoft Media Player plus Zoomify.

## VIII. Sammlung

Die Sammlung ist der zentrale Bestandteil des virtuellen Museums. Aus der rund 300 Exponate umfassenden Sammlung „Karlsruher Türkenbeute“ wurden etwa die Hälfte in die digitale Ausstellung aufgenommen.



Fünzig historisch und ästhetisch besonders bemerkenswerte Exponate wurden mit den neuen Bildtechnologien speziell aufbereitet.

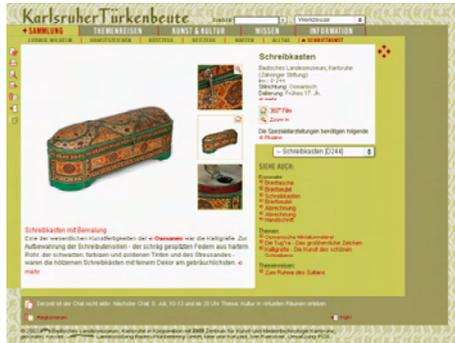
Diese Highlights stellen einen der Hauptzugänge zur Ausstellung dar. Sie sprechen den – unter Umständen mit der Thematik bisher wenig befassten – Besucher direkt auf der sinnlichen Ebene an. Angeregt von der Ästhetik der Objekte, beginnt der Besucher sich auch für das Objekt, seine Bedeutung und seinen Kontext zu interessieren.

Der zweite Zugang führt über die Exponatgruppen. Die Objekte wurden nach inhaltlichen oder funktionalen Kriterien zu Gruppen zusammengeschlossen und zeigen die Vielfalt osmanischen Kunsthandwerks.



Die Information zum Objekt findet in zwei Ebenen statt: Eine erste Ebene bietet in Wort und Bild grundlegende Informationen zum Exponat. Dahinter befindet sich auf einer zweiten Ebene eine umfangreiche Dokumentation.

Daten wie Inventarnummer, Datierung, Maße, Technik, Katalogtext etc. waren bereits in einer Datenbank erfasst. Sie wurden in die Datenbank des virtuellen Museums importiert und durch zielgruppen- und medienspezifische Informationen ergänzt. Besonderes Augenmerk wurde dabei auf die vielseitigen Bezüge der Objekte gelegt.



## 1. Kunst & Kultur

Die Website, die ihren Reiz durch die besondere Kombination von Wort und Bild erhält, stellt ein Novum in der Präsentation von Museumsbeständen dar. Die detaillierten Informationen bieten einen faszinierenden Einblick in die osmanische Kultur. Denn neben dem technischen Potential liegt ein weiterer Schwerpunkt auf der inhaltlichen Vernetzung der Exponate und der didaktischen Aufbereitung der Inhalte. Das Virtuelle Museum stellt somit ein umfassendes Archiv von Bildern, Filmen, besonders animierten Objekten und Texten mit zusätzlichen inhaltlichen Informationen dar.

Das Anliegen des Projektes ist es auch, die Interessen unterschiedlicher Zielgruppen zu berücksichtigen. Inhalte in Wort und Bild, Informationen und Texte sind nach Thema, Art und Quantität geordnet und auf verschiedenen Ebenen dargeboten, sodass die jüngere und ältere Generation gleichermaßen angesprochen werden soll wie ein Expertenpublikum und auch interessierte Laien.

Im einzelnen Beitrag bieten Aufmacherbild und Bildtext einen ersten Zugang zum Thema. Eine Fülle von Bildmaterial illustriert das Thema und führt den interessierten User auch weiter zu Exponaten, die im Zusammenhang mit dem Thema stehen. Darüberhinaus bestehen weitere Links zu anderen Beiträgen und Exponaten aber auch zu den Themenreisen. Begriffserklärungen findet der User im Glossar. Die Verlinkung

zu den Begriffen „erledigt“ die Datenbank.

Die unterschiedlichen Usertypen finden Navigationsmöglichkeiten für den jeweiligen Geschmack: die Themen können hierarchisch rezipiert werden, also über die verschiedenen Themenkategorien, oder punktgenau über das Themenarchiv gesucht und gefunden werden. Thumbnails und Kurzbeschreibungen bieten Orientierung, Pulldownmenüs ein schnelles Weiterlinken zu den anderen Themen der Kategorie.

Mögliche Erweiterungen sind die Anbindung der Foren an die Beiträge, und Gastbeiträge von Experten und / oder Interessierten.

## 2. Guided Tours / Themenreisen - führungen

Die Themenreisen dienen einem schnellen und strukturierten und dennoch lustvollen Zugang zu vier grossen Themenbereichen.

Die Themenreisen sind in jeweils sieben Szenen unterteilt.

Wie bei den Exponaten gibt es auch bei den Themenreisen eine zweite, vertiefende Informationsebene.

Die Szenen können linear (auf beiden Ebenen) „bereist“ werden. Sie sind aber auch Knotenpunkte zu den vielfältigen Inhalten des Websites.

Verknüpfungen führen zu Exponaten, Themen, Themenbereichen. Weiterführende Illustrationen und die dazugehörigen Bildtexte liefern weitere spannende Materialien rund um die jeweilige Szene.

Die Inhalte und Bezüge der Themenreisen werden mit Hilfe eines Administrationstools über eine Datenbank verwaltet.

Eine der Themenreisen ist speziell für Kinder vorbereitet worden. Die Kinder begleiten Identifikationsfiguren bei ihren Abenteuern im Orient des 18. Jh. und erfahren auf ihrem Weg viel Wissenswertes über Kunst, Kultur und Geschichte des osmanischen Reiches. Dieser „Reise zum Goldenen Apfel“ liegt ein eigenes museumspädagogisches Konzept zugrunde und sie vermittelt die Inhalte auf spielerische Weise.

### 3. Wissen

Der Bereich Wissen enthält das Archiv, in dem eine erweiterte Suche einerseits und verschiedene Kataloge andererseits sämtliches Material des Websites zur Verfügung stellen. Außerdem befinden sich im „Wissen“ die beiden zielgruppenspezifischen Zugänge: Forscher/ Wissenschaftlich Interessierte und der Bildungsbereich/ Pädagogik. Diese enthalten jeweils einen Newsbereich, Downloads und ein spezifisches Forum, darüberhinaus weiterführende Informationen (Links und Kontakte für „Forschung“ und Informationen über Führungen und museumspädagogische Angebote andererseits.)

### 4. Information

Der Bereich Information enthält neben den klassischen Besucherinformationen (samt Shop) auch Hintergründe zum virtuellen Museum und dessen Entstehung – das Making Of samt Impressum. Kontaktformulare und ein editierbarer Pressebereich ergänzen das Angebot.

### 5. Mein Museum

Ein spezieller Service ist die Funktionalität „Mein Museum“ – ein „Inhalts Warenkorb“, in dem der User auf seinem Weg durch den Website Exponate, Themen und Szenen von Themenreisen, die ihm besonders interessant scheinen, sammeln und kommentieren, und den er unter einer spezifischen Internetadresse publizieren bzw. bei einem späteren Besuch weiterbearbeiten kann.

„Mein Museum“ ist ein ideales, didaktisches Werkzeug für den Bildungsbereich. So können Museumsbesuche gezielt vor und/ oder nachbereitet, Referate geplant und medial unterstützt werden.

### 6. Kommunikation

Besonderer Wert wurde auf die Kommunikation gelegt: Foren, Chat, News und „mein Museum“ ermöglichen den Gedankenaustausch unter mehreren Usern sowie den Museumsbesuchern selbst.

### **a. Forum:**

Die Foren sind zielgruppenspezifisch (Bildung und Forschung) angelegt. Jeder registrierte und angemeldete User kann hier neue Beiträge anlegen oder bereits vorhandene kommentieren. Die Forenmanager werden per Email über neue Beiträge (optional auch über Änderungen bereits vorhandener) informiert. Nicht akzeptable Beiträge können von den AdministratorInnen so umgehend gelöscht werden.

### **b. Chat:**

Der Chat bietet die Möglichkeit, dass sich User online miteinander und mit Besuchern der realen Ausstellung, die dazu die Terminals im Ausstellungsbereich nutzen, „unterhalten“ können.

Der Chat der Karlsruher Türkenbeute ist nur zu bestimmten Zeiten geöffnet. Thematische Chats werden auf der Website angekündigt: Experten und Interessierte können sich so zu einem Austausch im virtuellen Raum treffen.

### **c. News / Aktuelles:**

Aktuelle Meldungen halten den Website immer auf dem letzten Stand und bringen Neues und Erfrischendes zum Thema aus Tablett. Alle Meldungen können von den zuständigen RedakteurInnen über ein Admin-tool im Browser angelegt, editiert und gelöscht werden.

### **d. Seite verschicken:**

Diese Funktion ermöglicht, andere Benutzer per EMail über Inhalte, die dem User besonders interessant erscheinen, zu informieren – verschickt wird der Link zur entsprechenden Seite mit dem persönlichen Kommentar des Users. Mit diesem Service können also weitere potentielle Besucher der Websites gewonnen werden.

## 7. Datenbank

Im Hintergrund der Website agiert eine komfortable Datenbank und individuell erstellte Administrationswerkzeuge (CMS), die die Ausspielung der Informationen verwalten und steuern. Programmiert wurde in PHP und MySQL, sodass ein weiterer Ausbau auch von DrittAnbietern jederzeit gewährleistet ist.

### **a. Import und Export**

Ein Großteil der Informationen über die Exponate der Karlsruher Türkenbeute wurden aus der IMDASDatenbank eingespielt und mit weiteren Eingabefeldern ergänzt bzw. auf die speziellen Bedürfnisse des Museums angepasst. Die Datenbank dient zusätzlich der Verwaltung der Exponate, wobei die internen Informationen nicht auf der Website ausgespielt werden.

Die Exponate und Themen können nach mehreren Parametern sortiert und gefiltert werden, sowie individuell zur Ausspielung freigegeben werden. Eine integrierte Volltextsuche erleichtert zusätzlich die Arbeit. Optionale Ausgabeinterfaces erstellen automatisch PDF-Dokumente und Bestandskataloge.

### **b. Struktur und Verlinkung**

Die Erstellung von Kategorien und Subkategorien erfolgt ebenfalls über die Eingabemasken der Datenbank und kann jederzeit geändert bzw. erweitert werden.

Jedes Exponat oder Thema kann durch Querverweise mit anderen Exponaten und Themen verknüpft werden.

### **c. Medienverwaltung**

Die Website beinhaltet insgesamt über 6.000 Bilddaten. Um diese riesigen Datenmengen verwalten zu können, wurden Einspielroutinen programmiert die die Bilder automatisch dem jeweiligen Exponat oder Thema zuordnen und nach Bedarf individuell ausgewählt werden können.

#### **d. Glossar**

Die Datenbank beschlagwortet automatisch alle Texte mit den im Glossar eingetragenen Begriffen und verlinkt sie mit einer kurzen Beschreibung.

#### **e. Sprachswitch**

Die Datenbank ist für die Übersetzung in zwei weitere Sprachen bereits vorbereitet und kann durch wenige Handgriffe in eine mehrsprachige Version umgestellt werden.

### **IX. Umsetzung**

Idee & Konzept: Thomas Fürstner (ZKM)

Proof of Concept: Thomas Fürstner (ZKM) und FOX medialab, Wien

Fachinhalte, wissenschaftliche Recherche: Badisches Landesmuseum, Susanne Erbeling, Judith Weiss

Special Imaging, Aufnahme und Steuersysteme: Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe in Kooperation mit FOX medialab, Wien

Foto und Filmaufnahmen: FOX medialab, Wien und New York Group, Karlsruhe

Webfrontend, Interfacedesign und Datenbank: FOX medialab, Wien

Laufzeit und Mitarbeiter:

Insgesamt bis zu 20 Mitarbeiter über einen Zeitraum von 1,5 Jahren

## X. Weblog Virtuelles Museum

Das Thema Virtuelles Museum wirft naturgemäß einige Fragen auf. Seltsamer Weise ist diese Diskussion, soweit wir es im Internet verfolgen konnten, im Jahr 2000 vollkommen abgerissen. Mit der Errichtung unseres Weblogs „Virtuelles Museum“ wollen wir diese Diskussion wieder neu entfachen und interessante Informationen über aktuelle Entwicklungen und Strategien liefern.

<http://www.virtuellesmuseum.at>





# Langzeitarchivierung

## Das kulturelle Gedächtnis

### Rechtliche Grundlagen

Gabriele Beger

## 1. Ausgangssituation

**O**hne Auseinandersetzung mit vorhandenem Wissen können neue Erkenntnisse und damit neues geistiges Eigentum nicht entstehen. Neues Wissen zu produzieren ist ein Grundanliegen einer jeden Gesellschaft, um sich entwickeln zu können. Diesem Grundbedürfnis der Gesellschaft entspricht das international anerkannte Grundrecht eines jeden Bürgers auf ungehinderten Zugang zu Informationen, durch die verfassungsgemäß ausgestaltete Informations- und Meinungsbildungsfreiheit.

Die Langzeitarchivierung dient der dauerhaften Bewahrung einer Quelle zur Überlieferung an künftige Generationen, sie ist das kulturelle Gedächtnis. Das kulturelle Gedächtnis ist somit ein öffentliches Gut und dient dem Allgemeininteresse.

Bibliotheken, Archive und Museen, als Bewahrer des geistigen Schaffens, verzeichnen, archivieren und konservieren das einmal aufgenommene Werk dauerhaft. Der Träger, auf dem sich die Information befindet, ist dabei unbedeutsam. Sie arbeiten dabei arbeitsteilig, um möglichst vollständig das geistige Schaffen künftigen Generationen zu überliefern, wenn unter anderem der Verleger schon lange aus wirtschaftlichen Gründen auf eine Neuauflage, Lagerung oder Speicherung auf dem Verlags-server verzichten muss. Damit wird der freie ungehinderte Zugang zu Informationen für jedermann gewährleistet. Bibliotheken, Archive und Museen müssen zur dauerhaften Archivierung Werke auf neue Träger überführen, um eine Nutzung auch für künftige Generationen sichern zu können. Zur Erfüllung ihres Archivauftrages bedarf es einer gesetzlichen

Grundlage, d.h. Ausnahmen und Beschränkungen des exklusiven Rechts der Urheber zur Vervielfältigung und Zugänglichmachung, soweit es sich um urheberrechtlich geschützte Werke handelt.

Im analogen Umfeld wurde dem Archivauftrag im Urheberrechtsgesetz Rechnung getragen. Die modernen digitalen Technologien ermöglichen eine noch nie da gewesene Qualität und Quantität der Vervielfältigung und Verbreitung von Archivgut, sodass diese Elemente auch als Gefahr der wirtschaftlichen Vermarktung von geistigem Schaffen gesehen werden. Zum Schutz der wirtschaftlichen Interesse dient der Vorrang des Vertrages für elektronische Verlagsprodukte anstelle der Anwendung von gesetzlichen Ausnahmen. Der Archivauftrag wird damit aber nachhaltig beeinträchtigt. Nicht nur, dass die Bibliotheken, Archive und Museen vor einer Fülle von Problemen bei der Erfassung und Langzeitarchivierung von digitalen Quellen stehen, so gehört dazu auch die Tatsache, dass das Urheberrecht schon längst die Archivierung aller Verlagsprodukte verhindert.

Langzeitarchivierung ist die Aufgabe, die Originalquelle zu bewahren und die Inhalte zu überliefern. Dabei bedienen sich die zur Archivierung berufenen Einrichtungen technischer Lösungen, wie der Verfilmung und der Digitalisierung. Soweit es sich bei den Quellen um urheberrechtlich geschützte Werke handelt, wird ein Archivprivileg benötigt, um die Langzeitarchivierung nicht von der Zustimmung und vom Marktpreis des Urhebers und des Produzenten abhängig zu machen.

## **2. Rechtliche Lösung: Urheberrecht**

Im Jahr 1996 wurde der WIPO-Urheberrechtsvertrag geschlossen. Gegenstand dieses internationalen Übereinkommens ist der rechtliche Schutz von elektronischen Werken und insbesondere die Wiedergabe in Netzen an einen unbestimmten Kreis von Mitgliedern der Öffentlichkeit. In ihm wurden zwei neue exklusive Rechte der Urheber begründet, das Recht der unkörperlichen Zugänglichmachung ihrer Werke zu erlauben oder zu verbieten und das Recht der technischen Maßnahmen zum Schutz vor unkontrollierter Nutzung. Als Hinweis auf erlaubte Ausnahmetatbestände verweist der Vertrag in Art. 10 auf die Revidierte Berner Übereinkunft.

Der WIPO-Urheberrechtsvertrag lässt in Art. 10 Ausnahmen zum Vervielfältigungsrecht und zum Recht der öffentlichen Wiedergabe in besonderen Fällen, soweit diese mit Art. 9 Abs. 2 RBÜ vereinbar sind, zu.

Grundvoraussetzung für die Zulässigkeit von Ausnahmen und Beschränkungen für analoge und elektronische Werke in den Urheberrechtsgesetzen der Mitgliedstaaten der Europäischen Union ist somit die Vereinbarkeit mit dem sogenannten Drei-Stufen-Test der RBÜ und dem abschließenden Katalog der Ausnahmen in der EU-Richtlinie .

Der Dreistufentest verlangt im ersten Tatbestand die Begrenzung einer Ausnahme auf bestimmte Sonderfälle. Nach der Entstehungsgeschichte, niedergeschrieben in den Protokollen der Stockholmkonferenz zur Entstehung des Dreistufentest, wird deutlich, dass es sich hier nicht um vereinzelte Nutzungen, sondern um eine konkrete Definition handeln muss, was unter einem bestimmten Sonderfall zu verstehen ist. Das zweite Kriterium schreibt vor, dass die normale Verwertung nicht behindert werden darf, so dass jede Ausnahme, die derart gravierend in das Marktgeschehen eingreift, dass die originären Verwerter kein Interesse mehr an diesem Produkt haben können, nicht zulässig ist. Für das Prüfungsergebnis ergibt sich aus den Stockholmprotokollen keine heilende Alternative. Und der dritte Tatbestand bestimmt, dass die unverhältnismäßige Verletzung von berechtigten Interessen der Urheber durch eine angemessene Vergütung zu heilen ist.

Nach den Urheberrechtsgesetzen in der Europäischen Union genießt der Urheber von Werken der Wissenschaft, Kunst und Literatur für die Dauer von 70 Jahre nach seinem Tode Schutz Kraft Gesetzes. Nach Ablauf dieser Frist sind die Werke gemeinfrei. Als gemeinfrei gelten auch amtliche Drucksachen. Nach dem in den europäischen Mitgliedstaaten geltenden Urheberrechtsgesetzen, steht dem Urheber an seinem Werk das ausschließliche Recht zu. Er ist im Besitz aller Verwertungsrechte und kann einem Dritten ausschließliche oder einfache Nutzungsrechte an seinem Werk einräumen. Durch Richtlinien harmonisiert die Europäische Union die Urheberrechtsgesetze in den Mitgliedstaaten. Darin enthalten sind auch Ausnahmen und Beschränken im Allgemeininteresse. In Erwägungsgrund 34 der Richtlinie zur Harmonisierung bestimmter Aspekte des Urheberrechts in der Informationsgesellschaft wird dazu

ausgeführt, dass „die Mitgliedsstaaten die Möglichkeit erhalten (sollen), Ausnahmen und Beschränkungen für bestimmte Fälle, ... zugunsten öffentlicher Einrichtungen wie Bibliotheken und Archive ... vorzusehen. In einer früheren Fassung des Richtlinienentwurfs wurde an dieser Stelle ausdrücklich auf die Archivierung und Dokumentation hingewiesen. Art. 5 Abs. 2 c lit gestattet demnach den Mitgliedsstaaten Vervielfältigungen jeglicher Werke unabhängig vom Trägermedium durch „öffentlich zugänglichen Bibliotheken, Archiven, Museen und Bildungseinrichtungen“ vornehmen zu lassen, soweit diese „keinen unmittelbarer oder mittelbarer wirtschaftlichen oder kommerziellen Zweck verfolgt“. In Art. 5 Abs. 3 n lit wird bestimmt, dass die durch Art. 5 Abs. 2 c lit privilegierten Einrichtungen auch das Recht erhalten können, ihre Bestände, soweit vertragliche Bestimmungen dem nicht entgegenstehen, elektronisch zu Zwecken der Forschung und zu privaten Studien an eigens dafür eingerichteten Terminals in den Räumlichkeiten öffentlich zugänglich zu machen. Damit hat das Europäische Parlament die Rechtsgrundlage für die Langzeitarchivierung und deren räumlich beschränkte Zugänglichmachung auch mittels digitaler Verfahren eröffnet.

Die 2001 in Kraft getretene Richtlinie hat insbesondere zum Gegenstand, die veränderten Bedingungen der weltweiten Verbreitung und Nutzung digitaler Medien zu berücksichtigen und vorhandene Regelungen zur analogen Nutzung zu revidieren, soweit dies erforderlich ist. Dabei stellt sie im analogen Umfeld auf den Besitzstand ab und fasst die Ausnahmen für elektronische Werke, Vervielfältigungsverfahren und deren öffentliche Zugänglichmachung enger. Als öffentliche Zugänglichmachung wird das Recht der elektronischen Speicherung von Werken zum Zwecke des Abrufs von Mitgliedern der Öffentlichkeit unabhängig von Zeit und Ort bezeichnet. Die Ausnahmen und Beschränkungen sind deutlich eingegrenzt auf Fälle des ausschließlichen privaten Gebrauchs, auf nicht wirtschaftliche oder kommerzielle Zwecke des Unterrichts, der Forschung und der Archivierung. Darüber hinaus wird die Nutzung auf konkret abgegrenzte Räumlichkeiten oder Berechtigte beschränkt.

Durch das neue Recht der technischen Maßnahmen (Art. 6) werden diese Ausnahmen und Beschränkungen nach dem Ermessen des Rechteinhabers elektronischer Medien wieder aufgehoben. Nach Art. 6 steht dem Rechteinhaber das exklusive Recht zu, durch technische Maßnahmen, wie Verzerrung, Verschlüsselung, Passwort u.ä. den Zugang zu

kontrollieren und den Abschluss eines Lizenzvertrags zu verlangen. Damit wird dem Vertrag über den Zugang zu Online-Werken der Vorrang vor gesetzlichen Ausnahmen eingeräumt.

Die Langzeitarchivierung steht somit im Spannungsfeld zwischen Kultur- und Wirtschaftsrecht.

## 2.1 Archivierungsprivileg nach deutschem Recht

Die Herstellung einer vollständigen Kopie im Rahmen der Archivierung ist ohne Zustimmung des Rechteinhabers gemäß § 53 Abs. 2 Nr. 2 UrhG gestattet, soweit:

- *die Vervielfältigung zur Aufnahme in ein eigenes Archiv hergestellt wird,*
- *die Vervielfältigung zu diesem Zwecke geboten ist,*
- *zur Herstellung der Vervielfältigung eine eigene Vorlage verwandt wird.*

Die Herstellung dieses Vervielfältigungsstückes kann vom Berechtigten selbst oder durch einen Dritten hergestellt werden (§ 53 Abs. 2, Satz 1 UrhG).

Soweit ein Dritter für einen Berechtigten nach § 53 Abs. 2 Nr. 2 UrhG eine Kopie herstellt, handelt dieser im Auftrag und in Übereinstimmung mit geltendem Recht. Der Berechtigte ist der nach § 53 Abs. 2 Nr. 2 UrhG privilegierte. Soweit das Archiv im Allgemeininteresse steht und keine wirtschaftlichen oder kommerziellen Zweck verfolgt werden, sind alle Vervielfältigungsverfahren gestattet, so auch die Digitalisierung. Damit das Privileg Anwendung finden kann, muss geprüft werden, inwieweit die drei Tatbestände erfüllt sind.

Nach herrschender Rechtsauffassung ist eine Einrichtung, die zur Archivierung berufen ist, was sich meist bereits aus der Satzung ergibt, zur Herstellung einer sog. Archivkopie berechtigt. Diese muss in das eigene Archiv Eingang finden und darf gemäß § 53 Abs. 6 UrhG nicht weiterverbreitet oder öffentlich zugänglich gemacht werden. Es bedarf also der Sicherstellung einer internen Nutzung. Interne Nutzung schließt den Zugang an Dritte außerhalb der privilegierten Einrichtung aus. Wobei gegen

die geringfügige Nutzung Externer keine grundsätzlichen Einwände bestehen, solange es sich dabei um Einzelfälle handelt.

Die Herstellung einer Kopie ist dann geboten, wenn der gleiche Zweck nicht mit verhältnismäßigem Aufwand, zum Beispiel durch Kauf eines weiteren Exemplars erlangt werden kann. Die Herstellung von Kopien vollständiger Zeitungen und Zeitungsjahrgängen im Rahmen der Archivierung ist bewährte und anerkannte Praxis. Die amtliche Begründung zur Norm stellt selbst auf die Vervielfältigung zur Archivierung ab (BT Drucks. IV/270 S, 73), zumal die Überführung auf einen anderen Träger, z.B. Film oder Digitalisierung, eine bedeutend längere Archivierung und eine geringere Platzressource gewährleistet, als es durch Kauf einer zweiten Papierausgabe erreicht werden könnte.

Das dritte Tatbestandsmerkmal erfordert, dass zur Herstellung der Kopie ein eigenes Werkstück benutzt wird. Im engeren Sinne lässt diese Formulierung darauf schließen, dass die Vorlage auch die im Eigentum der betreffenden Einrichtung befindliche Ausgabe sein muss (Schricker Rd.nr.28 zu § 53 Abs. 2 Nr. 2 UrhG 1999; Nordemann Rd.nr. 10; Loewenheim Rd.nr. 28 zu § 31, 2003; Dreier, Schulze Rd.nr. 27, 2004). Schricker und Dreier gehen bei ihrer Auslegung am ausführlichsten unter Berufung auf das BGH Urteil in Sachen CB Infobank I (BGG GRUR 1997, 459/461 CB Infobank; so auch GRUR 2000, 49) auf das Verbot der Nutzung eines anderen Werkstückes ein. Schricker verweist darauf, dass entlehene Medien nicht zur Vervielfältigung kommen dürfen. Dreier schließt sich dieser Auffassung an und führt aus: „Wird ein bestimmtes Exemplar mehrfach archiviert, so muss mithin jedes Mal ein anderes Werkstück benutzt werden.“

Diese herrschende Rechtsauffassung wird gestützt durch das BGH Urteil in Sachen CB Infobank. Das Urteil ist insoweit einschlägig, soweit von einer bereits vorhandenen Archivvorlage durch einen Dienstleister Archivkopien hergestellt werden, dass heißt, er selbst ein Archiv anlegt, aus dem weitere Archivkopien abgerufen werden können. Damit handelt der Dienstleister selbst wie nach § 53 Abs. 2 Nr. 2 privilegiert. Dessen ungeachtet muss hinterfragt werden, ob die Nutzung eines identischen Werkstückes, wie der Privilegierte in Eigentum hat, tatsächlich dem Sinn der Norm entgegensteht.

Die überaus enge Auslegung steht oft dem Archivierungsauftrag entgegen. Weil auf Grund der Papierqualität das eigene Werkstück meist bereits verschlissen ist, können davon nur mangelhafte und unvollständige Archivkopien hergestellt werden. Das gesetzgeberische Ziel bestand aber darin, das kulturelle Schaffen einer Gesellschaft zu überliefern, vor Katastrophen zu schützen oder Bibliotheken eine raumsparende Archivierung zu ermöglichen (Amtl. Begr. BT Drucks. IV/270 S. 73). Der Sinn der Formulierung stellt dementsprechend darauf ab, dass nur der als Berechtigter anzusehen ist, der über ein originäres Werkstück rechtmäßig verfügt und dieses zum Zwecke der dauerhaften Archivierung vervielfältigt oder vervielfältigen lässt. Zur Vervielfältigungspraxis i.S. des § 53 Abs. 2 Nr. 2 wurde von der DFG das EROMM-Gutachten in Auftrag gegeben. Im Ergebnis (S. 71) wurde darin festgestellt, dass es bei der Verwendung der Vorlage nicht auf das im eigenen Besitz befindliche Werkstück ankommt, sondern auf die Tatsache, dass ein eigenes Werkstück rechtmäßig erworben und sich im Eigentum des Berechtigten befinden muss. Nach Erfüllung dieser Voraussetzung ist es rechtlich unerheblich, ob zur Vervielfältigung dann ein anderes identisches Werkstück kommt, das in seiner Beschaffenheit die Herstellung einer den Qualitätsstandards entsprechenden Archivkopie gewährleistet. Diese Rechtsauffassung wird auch von Goose (Goose, Dieter: Die urheberrechtliche Beurteilung von elektronischen und Mikrofilm-Datenbanken, Berlin 1975 S. 83), Hubmann (Hubmann, Heinrich: urheberrechtliche Probleme bei der kooperativen Verfilmung von Zeitungen, Berlin 1980, S. 14) und Peters (Peters, Klaus: Mikroverfilmung vom Papierzerfall bedrohter Bibliotheksbestände, Köln 1994; veröffentlicht Wiesbaden 2002) bestätigt. Da es an einer höchstrichterlichen Entscheidung bei der Auslegung des „eigenen Werkstückes“ im Rahmen der bibliothekarischen Archivierung mangelt, sind beide Rechtsauffassungen für eine Entscheidung eines Dritten möglich. Dennoch muss auf die bereits zitierte herrschende Rechtsauffassung verwiesen werden, die durchgängig die Benutzung eines anderen Werkstücks verneint.

## 2.2 Recht der Archivierung elektronischer Werke

§ 53 Abs. 2 Nr. 2 UrhG regelt das Recht der Archivierung als Ausnahme. Diese Norm wird durch folgende Bestimmungen zur Nutzung elektronischer Datenbankwerke und dem Vorrang des Vertrages zum Bezug von Online-Werke wieder aufgehoben:

§ 53 Abs. 2 Nr. 2 UrhG:

*Zulässig ist, einzelne Vervielfältigungsstücke eines Werkes herzustellen oder herstellen zu lassen zur Aufnahme in ein eignes Archiv, wenn und soweit die Vervielfältigung zu diesem Zweck geboten ist.*

§ 53 Abs. 2, Satz 2 Nr. 3 UrhG:

*§ 53 Abs. 2 Nr. 2 gilt auch für digitale Nutzungen, wenn „das Archiv keinen unmittelbar oder mittelbar wirtschaftlichen oder Erwerbszweck verfolgt.“*

§ 53 Abs. 5 UrhG:

*§ 53 Abs. 2 Nr. 2 gilt nicht für elektronische Datenbanken*

§ 53 Abs. 6 UrhG:

*bestimmt, dass Archiv darf nicht öffentlich zugänglich gemacht werden.*

§ 95 Abs. 3 UrhG:

*bestimmt, dass das Recht auf Aufhebung technischer Maßnahmen bei einem Archivierungszweck keine Anwendung auf Online-Werke findet, für die ein Lizenzvertrag angeboten wird.*

Danach ist festzustellen, dass es keine gesetzliche Grundlage für die Langzeitarchivierung elektronischer Datenbankwerke und von Online-Werke in Deutschland gibt. Entsprechend sind bereits die nicht mehr zu schließenden Lücken im kulturellen Gedächtnis. Jede Vervielfältigung von Datenbanken auf CD-ROM oder DVD-ROM sowie von Online-Werken, wie zum Beispiel von eJournals, Web-Site, Tagungs- und Kongressberichte bedürfen der ausdrücklichen Zustimmung des Rechteinhabers und sind damit Verhandlungssache, aber auch eine Frage des Budget der Archiveinrichtungen geworden. Engagierte Verlage, Bibliotheken

und Verwertungsgesellschaften bemühen sich um eine vertragliche Lösung, wie sie z.B. der Rahmenvertrag digi-zeitschriften darstellt. Hiernach gestatten die beitretenden Verlage, dass ihre Zeitschriften von den beigetretenen Bibliotheken retrodigitalisiert werden dürfen und zum Abruf der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können, soweit dafür eine Vergütung gemessen am Abruf über die Verwertungsgesellschaft Wort von den Bibliotheken an die Verlage entrichtet wird. Dieser Rahmenvertrag bedurfte Jahre bis er zustande kam, kann heute erst auf wenige Verlage verweisen, die dieser Möglichkeit zur Archivierung sich offen gegenüber zeigen und hat zum Gegenstand allein Zeitschriften. So sehr diese Aktivitäten zu begrüßen sind, so kann keine Langzeitarchivierung verlässlich gewährleistet werden.

Der Vollständigkeit halber sei auf ein weiteres Problem hingewiesen. In zahlreichen Unternehmen befinden sich für das kulturelle Gedächtnis wertvolle Quellen. Im analogen Umfeld arbeiteten die öffentlich zugänglichen Bibliotheken und Archive mit denen der Wirtschaftsunternehmen arbeitsteilig zusammen. Nach der EU-Urheberrechtsrichtlinie wird das Archivprivileg für Einrichtungen mit wirtschaftlichem oder kommerziellem Zweck auf eine ausschließlich analoge Nutzung beschränkt. Damit bedürfen alle elektronischen Archive in Unternehmen der Rechteinräumung durch den Rechteinhaber. Eine platzsparende Archivierung und zeitgemäße Nutzung der Archive in deutschen Unternehmen ist nicht bezahlbar und findet deshalb in erheblichen Umfang nicht mehr statt.

### 3. Handlungsbedarf

Die Gewährleistung des kulturellen Gedächtnisses darf im digitalen Umfeld nicht anders bewertet werden, wie im analogen. Insoweit eine Ausnahme zugunsten der Langzeitarchivierung ihrem Zweck nach als Sonderfall anerkannt ist, kann sich daran auch nichts ändern, wenn die Quellen durch neue Technologien hergestellt werden.

Eine vorrangige Ausrichtung des Urheberrechts auf wirtschaftliche Interessen, wie sie sich derzeit vollzieht, ist unhaltbar, weil sie den Zugang zu Wissen künftiger Generationen nachhaltig behindert und damit der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Bildung und der Meinungsbildungsfreiheit der Bürger erheblichen Schaden zufügt. Der Staat ist hier in der

Pflicht, die Langzeitarchivierung durch Schranken im Urheberrecht zu erschwinglichen Preisen zu gewährleisten und wieder eine Balance zwischen dem Allgemeininteresse und den berechtigten wirtschaftlichen Interessen der Urheber und Produzenten herzustellen. Diese Ausnahme muss generelle Wirkung auf alle Quellen haben und kann nicht auf ausgewählte Trägermedien beschränkt sein. Die Überlieferung einer Kultur darf nicht weiter der Verhandlungsbereitschaft unterschiedlicher Interessengruppen überlassen werden, weil die kulturelle Bewahrung und Überlieferung keine Ware ist. Eine Balance zwischen Kultur- und Wirtschaftsrecht kann nur der Gesetzgeber herbeiführen, weil ein Produzent nicht auf marktorientierte Preise von sich aus verzichten wird.

Namhafte Vertreter aus Wissenschaft und Rechtslehre warnten zu Recht davor, dass das Urheberrecht im Begriff ist, zu einem reinen ökonomischen Recht zu werden und die Informationsgesellschaft somit an der Schwelle der Umkehrung der Werte steht. Das geistige Eigentum unterliegt von dem Moment an, wo es zur Ware wird, allein den Marktgesetzen, wenn der Gesetzgeber keine Vorsorge trifft. So kann man die Befürchtung und Hoffnung des Rechtsgelehrten Adolf Dietz teilen, der dazu wie folgt Stellung nahm: „Wie in allen anderen Fällen gewinnt die Frage, in welchem Ausmaß Urheberrechtsschutz zugunsten bestimmter Nutzungsinteressen auf dem Gebiet privater Studien und Forschung, Ausbildung und Bibliotheken eingeschränkt werden soll, im digitalen Kontext an Brisanz. Im Endergebnis jedoch befürchte ich, dass ich hier mehr Fragen als Antworten habe, weil adäquate Lösungen nicht einfach von allgemeinen Grundsätzen abgeleitet werden können, sondern vielmehr das Ergebnis politischer Kämpfe und Lobbyismus und hoffentlich auch das Ergebnis von Kompromissen verschiedener Gruppeninteressen sind.“

Unter Berücksichtigung des sog. Dreistrufentests sollte durch die Beschränkung der Nutzung des digitalen Archivs in einer gesetzlichen Ausnahme sichergestellt werden, dass die Archivierung künftig wieder das gesamte geistige Schaffen unserer Gesellschaft umfasst.

## Formulierungsvorschlag § 52 c

(1) Zulässig ist, einzelne Vervielfältigungsstücke eines Werkes auf beliebigem Träger zu Zwecken der Archivierung und Dokumentation herzustellen oder herstellen zu lassen, zur Aufnahme in ein eignes Archiv und zur öffentlichen Zugänglichmachung, soweit ein eigenes Werkstück verwandt wird, die Vervielfältigung zu diesem Zweck geboten ist und die Nutzung in den Räumen der betreffenden Einrichtung vorgenommen wird.

(2) Dieses Recht findet keine Beschränkung durch § 95 b Abs. 3, soweit die Zugänglichmachung ausschließlich internen Zwecken dient. Anderslautende vertragliche Bestimmungen sind nichtig.

(3) Für die Vervielfältigung und öffentliche Zugänglichmachung ist eine angemessene Vergütung zu zahlen. Der Anspruch kann nur durch eine Verwertungsgesellschaft geltend gemacht werden. Der Anspruch besteht nicht, wenn die Vergütung bereits vertraglich abgegolten ist.



## **Langzeitarchivierung in Bibliotheken - Zum Stand der Entwicklung insbesondere in Deutschland**

Elmar Mittler

Die im dritten Jahrhundert vor Christus von Ptolemäus II. gegründete Bibliothek von Alexandria hat in langer Aufbauarbeit erreicht, praktisch alle relevanten Texte der Antike (einschließlich des Alten Testaments) in ihren Papyrusrollen in textlich überprüften Ausgaben auf Papyros zu speichern. Oft wird der Verlust dieser Bibliothek auf einen Brand zu Zeiten Cäsars zurückgeführt. Doch es gibt viele Gründe diese Version des Untergangs zu bezweifeln. Es war nämlich gar nicht nötig, die Bibliothek mit Gewalt zu zerstören: da Papyrus im Klima Alexandriens höchstens 100 bis 150 Jahre überdauerte, war es notwendig, die Texte kontinuierlich abzuschreiben, um ihre Bereitstellung zu sichern. Es genügte also, dass die bibliothekarische Infrastruktur nicht auf dem erforderlich hohen Niveau gehalten werden konnte, um die Bibliothek schleichend zu verlieren.

In einer ähnlichen Situation befinden wir uns im Zeitalter digitaler Information. Elektronische Medien sind flüchtig. Dabei beschränkt sich die langfristige Archivierung digitaler Ressourcen nicht auf das regelmäßige Erstellen von Backups der Daten. Die Sicherung des „Datenstroms“ der digitalen Ressourcen reicht für Sicherstellung der langfristigen Benutzbarkeit noch nicht aus, denn zusätzlich sind die für die Nutzung erforderlichen Hardware- und Softwareumgebungen beständigem Wandel unterworfen.

Die Digitale Langzeitarchivierung erweist sich damit als Herausforderung bisher nicht gekannter Qualität für Bibliotheken und alle anderen „heritage institutions“.

Doch das Problem ist in Wirklichkeit noch viel größer: es sind auch die Quantitäten an Dokumenten, die weit über das bekannte Maß hinausgehen; außerdem bestehen sie aus sehr unterschiedlichen Einheiten. Elektronische Publikationen (z.B. elektronische Zeitschriften, e-Books) können offline oder online sein und als Mischformen auftreten. Während analoge Dokumente immer statisch sind, ist es leicht, elektronische Materialien in immer wieder aktualisierten Formen als dynamische Dokumente zu erstellen. Während man bei gedruckten Materialien sich auf relativ klare Regeln des Publizierens verlassen kann, gibt es im elektronischen Bereich eine fließende Grenze zwischen Kommunikation und Publikation. Die Zahl der Personen und Einrichtungen, die elektronisch publizieren (können), ist fast ins Unübersehbare gestiegen, weil im Prinzip jeder im Internet veröffentlichen kann. Die Verbreitung findet auf kaum noch kontrollierbaren unterschiedlichen Kanälen statt. Zu den gedruckten Texten, die bestenfalls durch Bilder und Tabellen ergänzt wurden, treten multimediale Publikationen, Audio- und Videomaterialien oder Kombinationen von allen Möglichkeiten in virtuellen Lehr- und Lernobjekten. Zu den bisher in getrennten analogen Medien verbreiteten Materialien treten auch neue Inhalte in das Blickfeld. Wissenschaftliche Primärdaten von Messungen oder statistische Daten größeren Umfangs sollen zusätzlich zu den Texten bereitgestellt und dauerhaft zugänglich gehalten werden.

Schnelle und kostengünstige Verbreitbarkeit und Flexibilität des Einsatzes digitaler Publikationen (z. B. auch als Ausgangsmedium für Druckausgaben) sprechen für ihre umfassende Verwendung. Und doch gibt es viele, die ihnen als wissenschaftliches Publikationsmedium skeptisch gegenüber stehen. Eine neue Kultur des elektronischen Publizierens kann sich nur durchsetzen, wenn die Langzeitarchivierung elektronischer Dokumente gesichert wird.

Ziel der Langzeitarchivierung elektronischer Dokumente muss es deshalb sein, die integrale und authentische Version der digitalen Ressourcen auch mit zukünftigen technischen Umgebungen zugänglich zu halten und benutzbar zu machen. Dabei ist mit „integer“ gemeint, dass alle signifikanten Eigenschaften des Objektes bei der Archivierungsmaßnahme erhalten geblieben sind; „authentisch“ sagt etwas über die Glaubwürdigkeit des Objektes aus: nur ein autorisiertes Objekt oder ein in einem dokumentierten Verfahren erstelltes Desiderat können als authentisch

bezeichnet werden.

Dabei bedeutet „Langzeit“ für die Bestandserhaltung digitaler Materialien – um Formulierungen von Ute Schwens und Hans Liegmann aufzugreifen – „nicht die Abgabe einer Garantierklärung über fünf oder fünfzig Jahre, sondern die verantwortliche Entwicklung von Strategien, die den beständigen, von der technischen Entwicklung verursachten Wandel bewältigen können.“

Im vorliegenden einführenden Beitrag wird wesentlich auf die beiden in Deutschland führenden Langzeitarchivierungsprojekte Nestor und Kopal eingegangen. Der Beitrag wertet dabei Materialien aus, die insbesondere von Heike Neuroth, Ute Schwens und Hans Liegmann und anderen an den Projekten unmittelbar Beteiligten erstellt wurden. Für die Erlaubnis sie zu benutzen danke ich allen.

Will man zu einer Strategie der Langzeitarchivierung kommen, muss man sich einigen, wer, wann, wofür und wie lange die Verantwortung für die dauerhafte Bereitstellung übernehmen soll. Gefragt sind dabei zunächst in erster Linie die Pflichtexemplarbibliotheken und Archive, die in der Regel einen gesetzlichen Auftrag für die langfristige Aufbewahrung von Materialien haben. Daneben sind die Sammelschwerpunktbibliotheken (Sondersammelgebietsbibliotheken und Zentrale Fachbibliotheken) zu nennen, die der Aufgabe verpflichtet sind, wissenschaftliche Literatur dauerhaft zur Verfügung zu stellen. Doch in einer Zeit, in der digitale Dokumente dezentral an vielen Stellen entstehen, sind z.B. auch die Universitäten und Forschungsinstitute aufgerufen, sich an der Aufgabe der Langzeitarchivierung zu beteiligen. Letztlich sollte aber jeder Produzent von digitalen Dokumenten Aspekte des dauerhaften Zugangs berücksichtigen.

Einigkeit herrscht im deutschen Projekt nestor, dass man nur gemeinsam die anstehenden Aufgaben bewältigen kann. Dabei wird eine Redundanz der Speicherung für unerlässlich gehalten. Kooperationen sind nicht nur zwischen Einrichtungen auf Länder- und Bundesebene notwendig; bei denen die politischen, rechtlichen und finanziellen Rahmenbedingungen für die Langzeitarchivierung geschaffen werden müssen. Auch eine interaktive Zusammenarbeit ist unumgänglich.

Ähnliche Aktivitäten wie nestor in Deutschland sind auch von anderen Ländern im Gange. Mit diesen arbeitet Nestor eng zusammen. Genannt seien:

- Digital Preservation Coalition (DPC) in Großbritannien  
<http://www.dpconline.org/>
- National Digital Information Infrastructure and Preservation Programme (NDIIP) in den USA, <http://www.digitalpreservation.gov>
- Pandora-Archiv (Australien),  
<http://pandora.nla.gov.au/>

Auf internationaler Ebene sind besonders wichtig:

- PREMIS-Arbeitsgruppe,  
<http://www.oclc.org/research/projects/pmwg/>
- International Internet Preservation Consortium (IIPC)  
<http://netpreserve.org/about/index.php>

## nestor

Im Projekt nestor (Network of Expertise in long-terms STOrage of digital Resources ) wird deshalb besonderer Wert darauf gelegt, eine breite Bewusstseinsbildung für die Problematik der Langzeitarchivierung digitaler Ressourcen zu erreichen. Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanzierte Projekt hat eine Laufzeit von drei Jahren (2003 – 2006). Partner sind Die Deutsche Bibliothek (DDB) als Projektleiter, die Bayerische Staatsbibliothek München (BSB), die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB Göttingen) sowie der Computer- und Medienservice der Humboldt Universität Berlin. Die Archive sind durch die Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayern, München und die Museen durch das Institut für Museumskunde Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin vertreten.

Ziele des Kompetenznetzwerkes, das diese Einrichtungen bilden, sind, ein webbasiertes deutschsprachiges Informationsforum aufzubauen. Es

sind zu entwickeln:

- Kriterien für vertrauenswürdige Archive
- Empfehlungen für die Zertifizierung digitaler Archivierung
- Empfehlung für Sammelrichtlinien und Auswahlkriterien
- Grundsätze für die Langzeitarchivierung und
- ein Konzept für die dauerhafte Organisation der Langzeitarchivierung.

Dabei ist man sich von vornherein bewusst, dass nur ein verteiltes Vorgehen Erfolg verspricht, weil keine der beteiligten Institutionen eine umfassende Archivierung leisten kann. Erforderlich aber ist ein abgestimmtes Vorgehen der Bereiche Archiv, Bibliotheks- und Museumswesen.

Die Website von nestor dient als Informations- und Kommunikationsplattform. Von besonderem Interesse für Außenstehende ist die Informationsdatenbank, die einen leichten Zugang zu relevanten Publikationen aber auch Institutionen oder Konferenzen zur Langzeitarchivierung bietet.

Nestor hat inzwischen folgende Materialien veröffentlicht:

*Digitale Langzeitarchivierung und Recht / vorgelegt von Rechtsanwältin Goebel und Scheller (Bad Homburg v.d.H.). – Frankfurt am Main : nestor c/o Die Deutsche Bibliothek, 2004. IV. 88 S.*

*Digitalisierung und Erhalt von Digitalisaten in deutschen Museen / Dirk Wittbaut. Unter Mitarbeit von Andrea Zierer, Arno Dettmers, Stefan Rohde-Enslin. – Frankfurt am Main : nestor c/o Die Deutsche Bibliothek, 2005. IV, 116 S. : graph. Darst.*

*Vergleich bestehender Archivierungssysteme / Uwe M. Borghoff u. Mitarb. Univ. d. Bundeswehr München, Fak. f. Informatik, Inst. f. Softwaretechnologie. – Frankfurt am Main: nestor c/o Die Deutsche Bibliothek, 2005. – 140 S. : graph. Darst.*

## KOPAL

Der praktischen Seite der Langzeitarchivierung dient das Forschungs- und Innovationsprojekt KOPAL, das ebenfalls vom BMBF gefördert wird. Die Laufzeit geht auch hier über drei Jahre (2004 – 2007). Ziel ist der Aufbau einer nachnutzbaren technischen und organisatorischen Infrastruktur zur Sicherung der Langzeitverfügbarkeit elektronischer Publikationen. Projektpartner sind Die Deutsche Bibliothek (DDB), die auch hier die Projektleitung innehat, die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB Göttingen), die Gesellschaft für Wissenschaftliche Datenverarbeitung Göttingen (GWDG) sowie die IBM Deutschland GmbH.

Die beiliegenden Schaubilder skizzieren die Projektpartner in Motivation, Kompetenzen und Aufgaben (Abb. 1 – 4).

**Gesellschaft für wissenschaftliche Datenverarbeitung Göttingen** **kopal** Daten für die Zukunft

**Projektziel / Motivation**

- Langfristige Datenarchivierung ist eine Kernaufgabe der GWDG
- Langzeitarchivierung als künftig wichtige Dienstleistung der GWDG
- Großes Interesse an LZA auf Seiten beider Gesellschafter

**Kompetenzen**

- Rechen- und Kompetenzzentrum für Universität Göttingen und Max-Planck-Gesellschaft
- Backup- und Archivsystem mit räumlich getrennten Standorten der eingesetzten Bandbibliotheken
- Betreiber Hochgeschwindigkeitsnetz GÖNET (1 Gbit/sec) mit 622 Mbit/sec Anbindung an das Gigabit-Wissenschaftsnetz (G-WiN)

**Aufgaben**

- Hardware: Beschaffung + Pflege
- IT-Infrastruktur
- Serveradministration
- Speichermedienverwaltung

**Projektleitung GWDG**

- Dagmar Ullrich, dullric@gwdg.de

Die Deutsche Bibliothek | | | NIEDERSÄCHSISCHE STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GÖTTINGEN | | | IBM 37

Abb. 1: Die Rolle der Deutschen Bibliothek in kopal







<p><b>Projektziel / Motivation</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>Einbringen von Expertise und Technologien für den Aufbau einer standard-basierten Langzeitarchivierungslösung für digitale Medien. Arbeiten mit innovativen Kunden, um die Lösung eng an den fachlichen Anforderungen auszurichten.</li> </ul>	
<p><b>Kompetenzen</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>spezifische Expertise durch Aufbau von DIAS bei der Nationalbibliothek der Niederlande</li> <li>Technologien für Langzeitarchivierung als Produktschwerpunkt (z.B. Universal Virtual Computer als Basis für Emulations- / Migrationsstrategien von elektronischen Publikationen)</li> <li>Service- und Projektkompetenz</li> </ul>	<p><b>Aufgaben</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>Lieferung von DIAS-Core und IBM Content Manager als Basis zur Langzeitarchivierung</li> <li>Funktionale und technologische Weiterentwicklung von DIAS</li> <li>Organisation und Koordinierung der europäischen DIAS User Group</li> </ul>
<p><b>Projektleitung IBM</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>Irmgard Kurth, <a href="mailto:ikurth@de.ibm.com">ikurth@de.ibm.com</a></li> </ul>	

Die Deutsche Bibliothek      38

Abb. 4: Die Rolle der IBM Deutschland GmbH in kopalm

Softwaregrundlage ist das von der Königlichen Bibliothek in Den Haag zusammen mit IBM entwickelte DIAS (Digital Information Archiving System). Theoretische Basis von DIAS bildet das OAIS-Modell (Reference Model for an „Open Archival Information System“ – ISO 24721) (vgl. Abb. 1). Im Rahmen des EU-Projektes NEDLIB (Networked European Deposit Library) wurde die DIAS-Umsetzung durchgeführt.

SIP = Submission Information Package

AIP = Archival Information Package

DIP = Dissemination Information Package

## Lösungskonzept DIAS 1



- Theoretische Basis:
  - OAIS Modell (Reference Model for an „Open Archival Information System“ – ISO 14721)

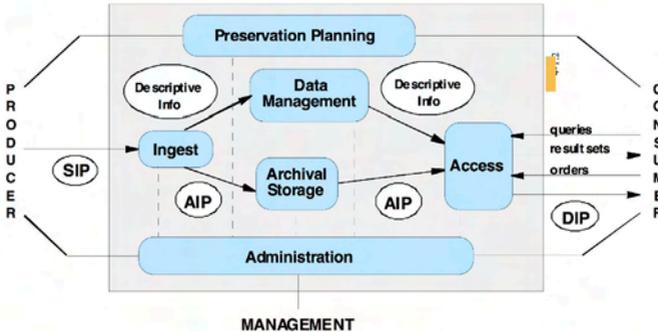


Abb. 5: Das OAIS-Modell (Reference Model for an „Open Archival Information System – ISO 24721“)

Gegenüber dem Ausgangsprodukt DIAS strebt KOPAL an, einen kooperativen Betrieb zu ermöglichen. Als neue Features werden Remote Access und Mandantenfähigkeit eingeführt. Objektformat und Datenmodell werden erweitert. Für festgelegte Gruppen von digitalen Objekten werden Werkzeuge entwickelt und implementiert. Ziel ist dabei, die Einlieferungsroutinen zu automatisieren und sie für große Dokumentmengen zu optimieren.

## EMANI

Die Electronic Mathematic Archives Network Initiative (EMANI) strebt an, für mathematische Publikationen trusted repositories aufzubauen. In internationaler Kooperation soll die Langzeitverfügbarkeit und der Zugriff auf digitale wissenschaftliche Publikationen in der Mathematik gesichert werden. Initiativeinrichtungen sind unter der Federführung des Zentralblatts der Mathematik

- die Bibliothek der Cornell University,
- die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB Göttingen),
- die Tsinghua University Library (Beijing) und
- die Orsay Mathematical Library.

Inhalte stellen derzeit bereit:

- Springer Verlag
- Birkhauser-Verlag
- Teubner-Verlag
- Vieweg-Verlag sowie
- ELib M in EMIS

Bei der Langzeitarchivierung ist die Definition geeigneter Metadaten von besonderer Bedeutung. Hier seien als wichtige Teilaspekte genannt:

- Strukturelle Metadaten beschreiben Relationen zu anderen Objekten im Archiv
- Administrative Metadaten beschreiben den Lebenszyklus des Objekts (z.B. vorgenommene Archivierungsmaßnahmen)
- Rechtliche Metadaten beschreiben Zugriffsmodalitäten auf das Objekt
- Technische Metadaten beschreiben die erforderliche technische Umgebung.

Auch hier besteht nationale und internationale Zusammenarbeit mit dem Ziel, zu einheitlichen Lösungen zu kommen .

Bei der Langzeitarchivierung werden zwei Strategien unterschieden, die Migration und die Emulation.

Die Migration beruht auf der Transformation eines digitalen Objekts von einer technischen Umgebung in eine andere. Vorteil des Verfahrens ist die relativ etablierte Prozedur.

Nachteile sind, dass die Migration

- oft nicht verlustfrei möglich ist,
- ein unendlicher Prozess ist, dessen Kosten schwer kalkulierbar sind. Außerdem ist er
- für komplexe digitale Objekte ungeeignet.

Die Emulation strebt die Nachbildung der für die Benutzung erforderlichen originalen Umgebung an.

Vorteile sind:

- Das digitale Objekt bleibt unverändert erhalten
- Spezifikationen der technischen Umgebung werden mitarchiviert
- Die Authentizität des digitalen Objekts ist gewährleistet

Nachteil ist, dass das Verfahren sehr aufwändig ist und bisher nur in sehr begrenztem Ausmaß durchgeführt werden kann. Im Kopal Projekt sind Ansätze des Einsatzes der Emulation gegeben.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in Deutschland mit dem Projekt Nestor in internationaler Zusammenarbeit die Methoden der Langzeitarchivierung entwickelt und ihre organisatorische Durchführung vorbereitet wird. Mit dem Projekt Kopal ist ein zukunftsweisendes Angebot für die praktische Umsetzung in Entwicklung, die von vielen Interessierten wird angewendet werden können.



# **The Challenges of Digital Curation and Approaches to Meeting Them: The Role of ERPANET**

Seamus Ross

The text is based on a transcript of the speech delivered by the author at the conference „Das kulturelle Gedächtnis im 21. Jahrhundert“, Karlsruhe, Germany, 23 April 2005.

**T**he Humanities Advanced Technology and Information Institute (HATII; <http://www.hatii.arts.gla.ac.uk>) was established in 1997 to enhance Glasgow’s reputation as a center of excellence in humanities computing and information studies. As director of this research led educational institute, I am overseeing HATII’s mission to conduct innovative research into the use of information and communication technology within the humanities, archives, libraries, and museums. We have developed a cutting edge research program in humanities computing, digitisation, digital curation and preservation, and archives and records management. We are home to many internationally recognised research activities. The mission of the Humanities Advanced Technology and Information Institute is to actively encourage the use of information and communication technology to enhance research and teaching in the arts and the humanities.

We are involved in a number of projects related to use the technology in the cultural heritage sector. For example, we have a project called Digi-CULT (<http://www.digicult.info>) which looks at how technology can be used to improve access to cultural heritage and it publishes a whole series of technology watch-bulletins designed to enable people who are not really engaged in the technology to understand how they can be used.

We are also involved in a project called the “Digital Curation Center for the United Kingdom” (DCC; <http://www.dcc.ac.uk/>) which takes

a different model from a lot of the other digital preservation projects including the one I'm going to talk about. The Digital Curation Center-project starts off with the notion that we need research and development, that we need services and outreach. In other words, we need to make new discoveries about how to manage digital materials. We need developers, discoveries and the products that we can actually use. We need to provide services to help people and we need to provide training and outreach activities to enable people to understand better what the problems are.

But today, I'm going to talk to you mainly about a project called ERPANET (<http://www.erpanet.org>).

I will be dividing my time into (1) talking about some general aspects we have learned about digital objects and cultural memory, and I will talk about some perspectives which from my point of view are at issue. I will then continue (2) to talk about the case studies done within ERPANET, which describe how companies and public sector institutions manage digital information, since these case studies tell us a lot about the kinds of problems we face as both citizens and managers of digital information. Finally, I will (3) talk a little bit about practices, policies and research that we need to do in the future, including policies that you can adopt now in order to manage digital information in a better way.

## 1. Digital preservation issues

First of all, I think we want to remember that what we are investigating here is eContent. eContent is intellectual capital. It comes in various digital manifestations, in digital objects, such as images and databases, and even in processes. However, one of the things we don't talk much about is "the process". I am sure, many of you know eBay and many of you may have actually bought something on eBay. eBay is a wonderful online purchasing platform. But making a transaction over the eBay-platform involves a great number of processes which include a whole set of technologies - everything from the facilities to use the platform online, to payment systems, to the trucks that come and deliver the product that you got into your house, and to the people who actually put the merchandise online. But we will never be able to preserve all those processes or

at least not in any way I can now imagine. But maybe we don't need to preserve the whole concept of eBay. There are 18th, 19th century ballads which capture whole aspects of culture, and historians use those ballads to reconstruct old cultural concepts. Much in the same way, there are modern forms of communication, such as "Weird Al" Yankovic's song "eBay" from the album "Poodle Hat" which captures every bit of the process of eBay as vividly as any application of technology would allow us to do. So, we need to think about what it is that we want to preserve. Sometimes we want to preserve the process, but sometimes we need not. Consequently, when we are concerned with digital preservation, we are not only concerned with digital objects, but we are also concerned with the processes, that are involved in their use.

But we also have to talk about other issues, for example, how we are going to maintain authenticity. In other words, how do we know that a particular object is what it purports to be. Another issue is how we will continue to keep digital objects accessible. We have had some examples with the use of emulation in migrations of digital objects. But this is a very, very labor-intensive solution to the accessibility problem. In the future, we need a much more generic solution. Moreover, we have to realize, that eContent has the value of an artifact, which means it is a product of the time of its creation, in the same way that a renaissance painting was a product of a particular production technology. Likewise, digital materials are a product of their time and we need to help the people who want to appreciate and study the artifactual values and change over time in them. I can show you an old encryption, carved into stone, that is actually a description of a library that survived quite happily for 4000 years. But without the immense effort to interpret, it's meaning would have been lost to us. Similarly, I think we underestimate the amount of effort people will have to put in the future into interpreting digital objects. Of course, some of the work that we undertake today in this respect may ultimately prove to be unnecessary, because there will be new technologies which will make understanding older material easier and digital objects more accessible. But this does not mean that there is no need to act, to curate the digital objects we have and to care for them. My favorite example, in this respect, are ancient palm manuscripts which have been oiled every ten or fifteen years for nearly 500 years. In other words, during all this time, someone has put a little oil on this manuscript. This

clearly demonstrates that the text, and the object which contains the text, were considered to be of value and that someone cared for it. We should treat our digital objects in a similar way.

This leads us to the questions, why do we care about digital material? Well, digital technologies create an environment for education, for business, or for eGovernment. I certainly want to have digital preservations of eGovernment, since I want to make sure that my government is accountable, and since I want to be able to track its actions over time. Moreover, everyone might wish to save up personal interactions, and we want to have public enjoyment. But if we want to have this, we will need systems in place to protect the integrity, the authenticity and the reliability of these digital materials to the future world. So, what is the objective of digital preservation? It is to ensure that future users will be able to discover, to retrieve (to get it back), to render (to display it on the screen or to put it into another piece of software that can manipulate it in a different way), to interpret and to use digital information. In view of a constantly changing technological world, digital preservation involves conservation where you may have to repair a file that has lost a bit. One of the things about software - and also about data - is that it is bit-critical.

Once a bit is lost, the particular software may not function any more. Furthermore, conservation involves selection. There are many people who think that they will just keep everything and they will sort it out in the future. As those of you who had a parent who just died might know, the last thing you really want to do at this moment is to go through your parents life in order to sort some of the material out, which has been left to you. This is not only a huge task, but in fact, sorting things out in the end is likely to lead to more destruction than if you undertake selective selection all along. Also, conservation may involve enhancing material over time. Listening to Prof. DeGroot's talk about these future avatars, one inevitably ask oneself the question how these avatars will know about the change in language. Well, obviously we will have to enhance them in some way, so that they can overcome the language change over time. In other words, digital information needs to be enhanced. Ultimately, throughout your life, you will be a curator of information, whether at home, in your office or in your community. What I mean by this is that each day, you will have to decide which information you are going to prioritize, which information you are going to create metadata for, and

which information you are going not to give sufficient attention to make it usable and discoverable in the future. It should be noted that all of these issues of digital preservation have already been raised by Charles M. Dollar in the 1960s. He organized and directed the first electronic records program for the U.S. federal government and subsequently had a major role in research projects on digital technology standards, digital storage media, and digital imaging applications in electronic archiving. But nobody listened to him for a long time.

Moreover, we have not talked much so far about motivations. What motivates us to keep digital materials? I think one of the most important motivations is that information has recurring value, for example for corporate memory, it has evidential value, it can be the foundation of scholarly endeavor, and it may have reusability value. The latter is true, for example, with regard to film producers and broadcasters. For them, the notion of production and (re)broadcasting has changed in the digital age. For film producers, the question is no longer about making a new film, but rather about starting with the material that is already there in order to come up with something new. Today's creators are more concerned with mining already existing material and archives. Reusability is a very important concept. Also, there is the issue of accountability. Information has recurring value to citizens in terms of government accountability. Information has recurring value to consumers, in terms of accountability of, for example, pharmaceutical companies, that keep all their information digitally, when they undertake trials and bring the drugs on the market.

In view of these motivations which may cause us to keep existing material, there exist many challenges, some of which were already discussed by the previous speakers. Therefore, let me just quickly pick up a few additional points of some of these challenges.

Medium - media decays over time. For example, magnetic tape absorbs water and the process of hydrolysis begins. As this happens, the tape loses its ability to retain information. Moreover, there are many examples of media which are rendered obsolete - not because of the media self-decay even if the media has been stored under good storage conditions - but because the market has changed. Storage densities have increased, and today, for example, you cannot find an 8" floppy-drive anymore. As a matter of fact, I couldn't even find a 5 1/4" floppy-disc

reader anywhere in the University of Glasgow, which is a pretty big place. When we were looking for one last year, we had to buy one at eBay.

Hardware and Software also change and they can make information inaccessible. I am sure every one of you can think of many good examples of this, but I'm going to provide a very simple one. I kept producing all my letters in a version of Word which used VisualBasic as its macro language. When I sent a letter to someone, I never kept a printed copy of it. It was all electronic, because I knew that I could create the header and footer automatically again when I wanted to create the same record. Once, however, we changed the version of Word, none of my macros worked anymore. So, from that day on, all my records were gone. I didn't have the context any more in which the letter was created, and the letter was lost, unless I had made a complete copy of it, which I hadn't. So context is important.

Metadata - metadata are a valuable way of ensuring that we can keep information about the context. Just imagine you want to ingest digital materials into a digital repository, let us say some floppy disks or some CD-ROMs, which are all of different formats. If you put them into a single digital repository in order to manage them more effectively, and also because you are aware of the fact that existing media are rapidly degrading, the problem then is not just to get the right pieces of software to read the material. Rather, the problem is about creating the metadata which contain the necessary information about those objects in order to make them useable. These metadata have to contain information on which software has to be used and so forth. However, creating such metadata is rather time consuming. Yet, there are many people, like me, who sit around and create wonderful metadata standards. But very few of us had actually done any work testing whether these standards improve the accessibility of the information over time and exactly what it costs to create them. There is a solution to this problem, to which I will come at the very end, which has to do with the process of automation.

In addition, there are many preservation issues, fundamental ones that have been discussed in previous interventions. Why should we preserve digital materials? Who should do it? Should individuals do it? Should we expect the government to do it? Should we see a merging of public and private archives? In ancient times, there were public and private archives.

But maybe the only way in which we can achieve true archiving of objects in the digital age is to work with a small number of trusted digital repositories, i.e. places of which we know that they maintain certain standards of keeping material. What should we do? How much documentation should we produce for these digital objects? How should we handle it? Should we throw away the original carrier, when we migrate digital materials to a new environment? I have suggested where this might be done. But when should it be done? At what point do you take in digital materials? For example, in the case of someone who is important, the material of his personal archive is usually transferred to an archival institution after his death. There is no problem with this, as long as the archive is a paper archive, because in this case, it doesn't matter if it takes the staff of the archiving institution one hundred years before they actually study the material. If, however, we wait one hundred years before we start handling the floppy disks and other media, which the celebrity may have deposited, the material will be virtually inaccessible.

Also, who should fund the digital preservation activities? Governments or individuals? Broadcast companies and publishers? The latter see economic return, they are happy to fund their own work. Another way would be arranged preservation options, looking after migration and emulation. Then there is work with the Universal Virtual Computer (UVC), for example at the National Library in the Netherlands (see [http://www.kb.nl/hrd/dd/dd\\_onderzoek/uvc\\_voor\\_images-en.html](http://www.kb.nl/hrd/dd/dd_onderzoek/uvc_voor_images-en.html)), and there are other options. It may sound surprisingly, but digital archeology, often underestimated, probably has quite a long term potential, because it allows us to wait for technology to get better and to use it effectively at a later stage (it should be noted that in many cases companies such as "Authentic" do digital archeology, although they call it "computer forensic", but in a way it is digital archeology). Media refreshing is another technique. We can maintain the bit stream by moving it to newer bits of media and handle the newer bits of media more effectively in the future. And there are other options as well which cannot be discussed here in detail. We know that these techniques do work. They are expensive, though.

## 2. ERPANET's case studies

Let me now turn to ERPANET. ERPANET was set up with funding from the European Commission, because we need to raise awareness of the kinds of issues just described in the wider environment as well as of the need for preservation strategies. Also, there is a need to help people to appraise and evaluate information sources. Therefore, we

- set up an advisory service for people who had questions about how to do digital preservation;
- undertook a whole range of seminars;
- tried to stimulate research in the area;
- looked into how you could improve methods in practice,
- and developed some guidelines as a result.

There are several players participating in this consortium which involved, amongst others, HATII, the University of Urbino, the National Archives of the Netherlands and the Swiss Federal Archives.

We started off with some general surveys and we found that people needed off-the-shelf policy statements about how an organization should handle its digital material. Also, there was a need for business case studies, in order to evaluate the benefits and the risks of different preservation strategies (risk is a very important word, when talking about digital preservation to a business manager). Likewise, there is a need for digestible guidance on technologies and for help with the creation of data repositories and intellectual property rights and other legal issues associated with digital preservation. Due to these needs, we have provided an information gateway; we run thematic workshops, and we develop best practice rules. Also, we built up a community of actors. We have conducted case studies, and we have a registered digital preservation project.

Case studies, though, are rather dear to my heart, because they allow us to obtain a picture of current methods for preservation, matched against the context in which they are being used. We try to compare the different approaches taken across different sectors (manufacturing sectors, pharmaceuticals, telecommunications). Case studies also allow us

to build assessment tools and identify areas for further research. These case studies were made with public and private sector institutions. We tried to get a spread of size and - most important - we tried to spread the studies across countries, so that they weren't - unlike much of the existing literature - only English case studies. We already have case studies from, amongst others, Germany, Italy, Spain, the Netherlands, France and Sweden. Also, we looked across records and resources. The distinction between what constitutes a record and what is a resource is an important distinction for any archivist or records manager to make. Of course, historians might have a different view about this distinction, but some organizations only preserve material which is seen to be a record, in other words which has evidential value of an action.

To begin with, in order to conduct our case studies, we had a look at how other people had gone about doing case studies and we decided to do something that no one else had done before. For example, instead of just talking to the person within the company or public sector institution who was responsible for maintaining the digital information once it had gone to the archive (the archivist or records manager or librarian), we also talked to an IT-manager and to a business manager in order to understand why the businesses didn't consider certain information to have preservation value or, where they did, what was being done in order to ensure its preservation and accessibility.

We contacted 500 organizations from large, multinational companies through to small local authorities. We achieved a 12% participation rate. This means that 12 % of these organizations took the template that we sent them, undertook an interview and then approved the publication of the final case studies. Some companies were of the opinion that it was too early to provide reliable information. At one publisher the questionnaire went through ten hands before it ended up on the desk of someone who actually understood it. A number of places dropped out, after reading the report. And two institutions - the most troubling that I always mention in written papers - dropped out because they were very worried about the findings of the report. One of these institutions was the International Court of Justice in the Hague, which went through a great deal of trouble in order to help us, and when we had identified the lack of a good preservation policy, they told us that we couldn't publish the case study. The other more troubling example was British Nuclear

Fuels (BNFL), where it turned out that there was no preservation strategy at all, and this in view of the fact that most of the records BNFL was producing were digital records. So, the 12 % participation rate means that around 60 case studies are available at the ERPANET website where you can read more about them. There are actually another 18 case reports waiting for sign-off at the moment, which would push up our participation rate to 15%.

So what did we look at? We looked at perception and awareness of risks posed by digital material. We tried to understand how digital preservation affects an organization. Does it affect the processes and system put in place in an organization? We looked at how organizations try to prevent the loss of digital materials. Also, we wanted to know how they monitor. How do organizations plan for the future? And what technologies have they implemented? In other words, we determined whether or not the digital preservation strategies put in place were effective. Let me just pick a few findings from here and there, to give you an indication what we found.

For example, awareness varied. It didn't just vary across public and private institutions, it also varied within groups. Broadcasters and pharmaceuticals, as I have already mentioned, both recognize the value of digital preservation, but for very different reasons. Talking to scientists is also very interesting. We have already done some surveys with scientists and academic institutions and how they view digital materials they create, and we will do many more in the Digital Curation Center (<http://www.dcc.ac.uk>). Apparently, scientists have yet to understand that much of new science is done not with experimentation in the real world, but is done with analysis and data stats. Scientist's awareness of digital preservation issues is actually very, very limited. This may have to do with the fact that they do not get the big paybacks which a pharmaceutical company obtains by reducing the length of time to get drug approval. Some places didn't really see the benefits yet or were trying to identify where the responsibilities within the organization should lie. For many companies, especially financial companies, new regulations such as Sorbanes-Oxley and Basel II, will now really change where the responsibility for curatorship for digital preservation and risks lies within an organization. In my view, we will see in the next two or three years a change in focus. Re-use was a big driver, as was legal compliance or experience with loss.

If a company had once lost digital information which had been very expensive to create, the attendants tended to think much more effectively about having systems in place to conserve it. Sadly - for me anyway – the cultural and historical value of the objects to be preserved was in all our case studies given absolutely the lowest priority. And in many organizations, historical value wasn't even give a number when it came to rating it's importance.

We know that the policies about how you manage digital information are absolutely essential if you want to insure long term accessibility and good management of digital objects. However, only few organizations have comprehensive policies. Moreover, where such policies are in place, the people we interviewed from the preservation side - an archivist or a record manager – would say: “Yes, we have policies, here they are”. But when we then asked the business person in the same company, whether they have any preservation policies, they were not aware of them. In other words, preservation policies are rather unevenly implemented organizations, which means that they won't be effective at all. Just having a policy is not good enough. Moreover, since the late eighties it is well recognized that if you want to do digital preservation well, you have to incorporate it right into the design of the system you are actually building. You do not decide to keep a record when you've made a record in the digital age; rather, you have to decide to build a record-keeping system into which you incorporate a preservation functionality right from the start. However, very few of the organization, we talked to, did this. Also, many places thought that they had disposed of information, but they didn't realized that they had actually retained it inadvertently on some back-up tapes they were keeping over long periods of time. This can expose an organization to a great deal of risk.

Furthermore, there is very little information about costs of the long term, and, indeed, organizations are very poor in predicting them. Also, looking at the literature, one finds only very few models for predicting costs. As far as access is concerned in terms of these digital materials, the only access that was quite common was internal. The European Patent Office, one of the organizations we studied, was one of the few organizations that had material preserved over a long period of time and provided public access to it at the same time. Often, CDs were considered to be a medium for long term digital preservation. However, everyone,

I think, did recognize issues related to security and privacy. These were attended to more widely.

Clearly, there was a variation of the awareness of risk. When one looks across the case studies, one finds the value of information dependant upon organizational structure or potential reuse or risk. Rarely is responsibility taken on the corporate level, no matter whether it is the public sector or in private sector organizations. So, in the overall, we found that the activity was incomplete, it was ad hoc, and it was individualistic (individualistic not in the sense not person-based, but rather based on a job function, this residing with an individual that decided to take responsibility for digital materials). There is a recognition for the need to improve the sharing of knowledge. In sectors where different companies worked together on a preservation problem, there was a greater awareness and a greater confidence that digital preservation issues could be addressed, than in organizations where isolated preservation departments had not communicated about technological issues with others. The latter are often waiting for external solutions, but yet no one has designed a business case that will convince someone like Bill Gates to add preservation functionality to the software that he builds (or the companies he buys).

### **3. Policies and areas of research**

When it comes to preservation strategies, the method of selection is often transferred directly from the paper environment to the digital environment. But whereas in a paper environment selection could be done on an object level, this is no longer possible in the digital age. These strategies are just not going to stand up for a long period of time. Moreover, most of the approaches were IT-driven as opposed to be driven by strategic thinking about what a good preservation solution would be. I always considered the Open Archival Information System (OAIS) model to be a good example of a strategic way of thinking (see, e.g., <http://www.erpanet.org/events/2002/copenhagen/index.php>). That gets you a certain flavor for the needs of those kinds of organizations. They need technical solutions, they need guidance solutions, they need business cases.

So, there are many opportunities for research in this area. Here, new kinds of research are:

*Testbeds:* How do you test preservation strategies? If you had a digital object, should you use emulation, should you use migration, should you simply refresh the media, which it stores? Testbeds can give you an answer to these questions. For example, the Dutch National Archive and the Technical University of Vienna are building a testbed under the Dallas digital preservation cluster at the moment.

*Automation:* Of course, we need Automation. But how can we automate the process of metadata extraction?

*New kinds of media:* We will have to engineering solutions to this challenge. I actually think that many of the solutions will be based on solid state technologies like, for example, USB sticks, as opposed to, for example, spinning disks.

We also need to understand the concept of acceptable loss. What is it that we can keep into the future. And at what quality do we need to keep it? Can we loose things, materials that we pass forward to have value? Indeed, I would be quite happy to find a manuscript with a lost play of Aeschylus, even if the material object has three big holes right through the middle of it, provided I get the bits around it. Maybe in the digital age, that is all we can expect as well.

I just want to make one last point. In the 19th and 20th centuries, no one would have complained about spending vast sums of money to build a building the function was to hold collections of physical cultural objects. However, when the head of the digital repository in the Swiss Federal Archives tried to convince his paymasters that he needed to spent millions of Suisse Franks, or when the National Library of New Zealand was asked for 8 million pounds to build a digital repository, the strategic individuals and policy makers looked amazed at what they considered a far too much money. Remember, this was well before the decision makers were told that maintaining a digital depository, once it had been created, will cost an additional 3 million Euros a year to maintain, and that it will have to be renewed within the next ten years. One of the big shifts in awareness we have to make is to recognize that, in the long term, digital objects are as expensive to preserve as are traditional physical objects.

We should be aware, when grabbing an object from a digital repository, that as much cost and care has gone into it, as went into keeping one of those bits of Turkish armory in the Karlsruhe collections, presented to us earlier.

*In the long term, digital objects will be expensive. We have to recognize the need for this kind of investment now.*

# UNESCO Programm „Memory of the World“ - UNESCO Charta zum Erhalt des digitalen kulturellen Weltkulturerbe

Felix Leonhardt

Der vorliegende Beitrag ist das Transkript der Rede von Prof. Felix Leonhardt vom 22.04.2005, die in Ton und Bild im Internet abrufbar ist.

## I.

An den Eingang möchte ich ein paar allgemeine Bemerkungen stellen, bei denen Sie vielleicht überrascht sind, dass ich mit einer historischen Reminiszenz beginne:

Am 26. Mai 1828 erschien in Nürnberg ein junger Mann, der seinem äußeren Erscheinungsbild nach zumindest als ungewöhnlich zu bezeichnen war. Verwahrlost in der Kleidung, unstet im Auftreten, vor allem aber unfähig sich zu äußern, wer er sei und woher er komme, was er tue und was er könne. Kaspar Hauser, wie der von seinem Leumund Anselm Feuerbach erzogene junge Mann genannt wurde, hatte kein Gedächtnis; oder kein Gedächtnis mehr. Vielleicht bestenfalls manche Erinnerungen. Er verfügte gleichwohl über eine rasche Auffassungsgabe. Er hatte keine eigene Geschichte, aber er wurde Geschichte. Er bestimmt das kollektive Gedächtnis der Zeitgenossen, aber auch der Nachwelt und auch wir erinnern seiner, zumal hier in Karlsruhe, obwohl wir ihn weder kannten, noch heute wissen, wer er eigentlich war und woher er kam. Was wäre eigentlich, wenn wir, das heißt die Menschen insgesamt, unser kollektives Gedächtnis verlören? Wo uns Gedächtnisverlust im Individuellen schon zu schaffen macht, indem wir uns Dinge notieren und Vermerke anlegen, Tagebücher schreiben und Memoiren, nur damit wir selbst, oder andere, später darauf zurückgreifen können? Was wären wir also ohne Geschichte, ohne Geschichtsschreibung, ohne Gedächtnisbildung und ohne Erinnerungskultur? Wie stünde es um die Wahrnehmung unserer täglichen und alltäglichen Gegenwart, wo diese auf Erfahrungen individuell und kollektiv aufbaut?

Es ist nicht nur eine individuelle, sondern auch eine kollektive Aufgabe, die gerade im sechzigsten Jahr der Erinnerung an die Wiederkehr des Endes des zweiten Weltkrieges in besonderer Weise in Deutschland zum Tragen kommt, sondern sie stellt sich auch ganz aktuell, das erfahren wir in der Tagesschau, etwa in China, wo die japanische Erinnerungskultur eben auch entsprechende Konflikte verursacht

Es sind dies alles keine Fragen, die neu sind, aber sie sind natürlich im digitalen Zeitalter von besonderer Bedeutung. Früher gab es immer schon die Neigung zu korrigieren, oder zu Recht zu rücken, natürlich auch zu fälschen und die Urkundenfälschung im Mittelalter gehörte sozusagen fast zum Alltag. Aber keinesfalls gilt das Wort von Hans Rothfels, wonach die Wahrheit gleichsam nun in den Akten liegt („Veritas in actis“, unangefochten). Wir haben uns zwar angewöhnt, der Schriftlichkeit eine hohe Wirkung - sozusagen Garantiewirkung der Echtheit - zuzumessen. Doch kann man sich den Akten des historischen Phänomens DDR, so frage ich, wie im Mittelalter zuwenden, oder muss man nicht auch diejenigen Quellen berücksichtigen, die in die Medien eingegangen sind, oder ganz allgemein, was wir mit Historie bezeichnen?

## II.

**T**radition und Überlieferung, Erinnerung und Wahrnehmung sind ganzheitlich, aber auch selektiv zu erfahren, kognitiv und historisch. Bei seiner Antrittsvorlesung am 25. Mai 1789 hat Friedrich Schiller die Frage gestellt, wozu man Geschichte studiere, oder wozu man sie brauchen könne. Dies gerät in den Blick, wenn man sich einem Programm nähert, das die UNESCO vor einigen Jahren - übrigens mit einer erheblichen Zeitverzögerung dann auch in Deutschland - begonnen hat. Neben den Ihnen bekannten Beiträgen zum Weltkulturerbe, zu denen etwa das Kloster Lorsch, oder hier in der Nähe das Kloster Maulbronn zu zählen ist, und dem Weltnaturerbe, zu denen etwa die Wasserfälle von Iguazu zählen, ist jetzt ein neues Programm getreten, das sich anspruchsvoll „Memory of the World“ nennt. Das ist schwierig zu übersetzen und wird zuweilen als „Weltdokumenten-erbe“ oder auch schlicht als „Gedächtnis der Menschheit“ bezeichnet (s. [http://www.unesco.de/c\\_arbeitsgebiete/mow.htm](http://www.unesco.de/c_arbeitsgebiete/mow.htm)).

Wie verhält sich dieses Programm zu den anderen Programmen? Es ist schon schwer, ganze Ensembles oder Städte oder Monumente danach zu bewerten, ob sie im Weltgedächtnis eine herausragende Rolle spielen. Vorgenommen wird diese Bewertung übrigens von den entsprechenden, Welterbekomitees, die anhand des globalen Kontexts und aus der Sicht der Weltgemeinschaft entscheiden, ob Maulbronn würdig ist oder das Kloster Lorsch oder die Museumsinsel in Berlin, und nicht etwa danach, was die Deutschen für bewahrenswert halten, oder wie wir Deutschen den entsprechenden Antrag formuliert haben. Zu bestimmen, was zum Weltdokumentenerbe gehört, ist ungleich komplexer, da es die Dokumenten- und Informationsflut immer schwieriger erscheinen lässt, das Wichtige vom Richtigen zu scheiden, oder genauer gesagt, die Relevanz gegenüber der Redundanz entsprechend zum Ausdruck zu bringen. In Bibliotheken, in Archiven, aber auch in anderen Dokumentationsstellen, ist im Übergang von materiellen zu digitalen Kommunikations- und Dokumentationsformen die Frage umso brisanter, ich will sie polemisch formulieren: „Wer entscheidet eigentlich, was wir in Zukunft wissen werden?“, möglicherweise auch: „Wer entscheidet, was wir in Zukunft wissen wollen, oder noch wissen können?“

Im Programm „Memory of the World“ bedeutet die Reduktion auf Weniges, dass mit grosser Zurückhaltung überlegt werden muss, was wichtig ist. Gleichsam so wie Noah, als er die Arche betrat, nicht alle Tiere und nicht alle Lebewesen mitnehmen konnte, sondern nach dem Prinzip einer exemplarischen Auswahl verfahren ist. „Memory of the World“ ist deshalb ein Programm, in dem sich Experten, aber auch Kulturpolitiker aus aller Welt, in einem internationalen Komitee alle Jahre treffen. Worum geht es dabei und wie verläuft der Entscheidungsprozess?

Zunächst werden Vorschläge gemacht, die jederzeit, übrigens von Nationen unabhängig, direkt an die Organisation gegeben werden können. Warum von Nationen unabhängig? Nun, es wird etwa der Vorschlag, ein Dokumentenarchiv aus Tibet in das Weltgedächtnis aufzunehmen, kaum von der Volksrepublik China direkt gestellt werden wird. Aber im Weltgedächtnis spielt dies eben eine Rolle. Gerade in totalitären Staaten ist es umso wichtiger, dass auch NGO`s entsprechende Anträge oder Vorschläge machen können. In Deutschland, einem föderal verfassten Land, war es nicht ganz einfach, dieses Programm aufzulegen, da eine Vielzahl von Akteuren beteiligt werden mussten. Man hat zunächst drei oder vier

Jahre überlegt, wer ist eigentlich vorschlagsberechtigt? Die Kultusministerkonferenz, die Länder, die Verbände, oder andere NGO's, wen muss man bei der Bewertung beteiligen? Wenn tatsächlich alle beteiligt worden wären, so hätte man jedesmal die Bonner Beethovenhalle anmieten müssen, um alle Entscheidungsträger zu versammeln. Zum Glück ist man dann jedoch etwas pragmatischer vorgegangen. Im Jahr 1997 wurde das Programm aufgelegt, ich habe damals den Auftrag vom Präsidentenpräsidium erhalten, dies mit einigen wenigen vorzubereiten, die aus den Sparten Archivwesen, Geschichtswissenschaft, Museumswesen, aber ebenso auch aus den Gedenkstätten kamen. Das deutsche Nationalkomitee hat sich dann intensiv entweder mit vorgelegten Vorschlägen befasst oder, oder eben auch selbst Initiativen gesetzt. Immer aber ist im Auswahlprozeß zu berücksichtigen, was aus der Sicht der anderen von Bedeutung sein könnte, und nicht nur, was angesichts der deutschen Diskussion aus unserer Sicht von Bedeutung ist.

### III.

**I**nsofern ist es vielleicht auch interessant, Ihnen kurz an drei oder vier Beispielen dazustellen, wie dieser Prozess vom Vorschlag bis zur Entscheidung, auf internationaler Ebene abläuft.

Als erstes Weltgedächtnis Projekt aufgenommen wurde das Phonogramm Projekt bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin. Hier handelt es sich um sehr alte Tondokumente, geliefert auf abenteuerlichen Trägermedien wie „Klangweizen“, mit sehr alten Musikstücken wie etwa einem japanischen Tenor von 1901. Das ist alles erhalten, allerdings muss man zum Abspielen die entsprechenden Abspielgeräte haben. Das Archiv ist in Wien in das Weltgedächtnis aufgenommen worden, allerdings mit der Maßgabe, dass die entsprechenden Dokumente nicht nur erhalten werden müssen, sondern auch, dass sie digitalisiert werden müssen. Jetzt digitalisieren Sie einmal alte Klangwalzen. Das ist ein größeres technisches Vorhaben. Aber wer einen solchen Antrag stellt, wie damals die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, der kann allerdings nicht darauf spekulieren, dass er zunächst das Etikett der Weltgeltung erhält und danach seiner Pflicht zur Digitalisierung nicht nachkommt. Das Nationalkomitee hat nun festgestellt, dass bislang mit der Digitalisierung bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz noch nicht allzu viel geschehen ist.

Da es im Welterbeprogramm auch eine rote Liste gibt, eine Negativliste, könnte es dazu kommen, dass einzelne Projekte in die Weltgemeinschaft aufgenommen, aber auch bald schon wieder gestrichen werden. Wenn hier nicht bald etwas geschieht, haben wir es nicht nur mit „Memory“-Bildung um positiven Sinn zu tun, sondern mit einem „lost memory“.

Ganz anders ist dies verlaufen bei einer Sitzung des Komitees in Cheongju, in Korea, einem Ort, an dem das erste gedruckte Buch mit beweglichen Lettern gedruckt worden ist, achtzig Jahre vor der Erfindung Gutenbergs. Interessant war die Diskussion in Korea über die beiden Anträge, die gleichzeitig vorgelegt wurden, nämlich sowohl aus Korea (betreffend den zweiten Band des 1377 gedruckten *Buljo jikji simche yojeol*, der in der Bibliothèque nationale de Paris aufbewahrt wird), als auch aus Deutschland (betreffend Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks um 1450). Ich freue mich ganz besonders Prof. Mittler hier zu haben, als den „Bewahrer“, aber auch den „Zurverfügungsteller“ der Gutenbergbibel im Sinne der Digitalisierung. Das Jiji aus Cheongju, wo es ein sehr gutes und interessantes Museum gibt und die Gutenbergbibel. Dann aber welche Gutenbergbibel? Es gibt bekanntlich mehrere überlieferte Exemplare. Dann gehört dann hin und wieder auch etwas politisches Geschick hinzu um dann zu sagen, die Gutenbergbibel aus Göttingen ist bedeutender, als die aus Moskau oder aus London. Wobei sich bei Bibliotheksgut dann natürlich auch die Frage stellt, was ist das Original und welche Bedeutung haben mögliche Kopien? Da gibt es die Göttinger Bibel, eine 42-zeilige, was sie von anderen abhebt, die vor allem auf Pergament gedruckt ist. Entscheidend aber war, dass die Niedersächsische Landes- und Universitätsbibliothek damals bei der Antragstellung nachweisen konnte, dass sie sich um die Digitalisierung, in diesem Fall die Einstellung ins Internet (<http://www.gutenbergdigital.de>), gekümmert hat, ehe noch der offizielle Eintrag ins Register erfolgt ist.

Ein anderes Beispiel aus deutscher Sicht ist der Film „Metropolis“ von Fritz Lang, wir kennen ihn alle, zweifelsohne eine Pioneerleistung der jungen Filmproduktion. Hier ging es um die Frage, welcher Film, welche Filmfassung soll denn aufgenommen werden, denn bekanntlich ist die Urfassung ebenso verloren wie das etwa bei Ciceros „Res Publica“ der Fall ist. Da ist der Archetyp des Dokuments nicht mehr vorhanden, sondern es gibt nur die Rekonstruktion aus den spätantiken Dramatikern. Also welches Dokument soll aufbewahrt werden, oder darf man

überhaupt Kopien mit aufnehmen? Man hat sich dann dazu entschlossen, Metropolis aufzunehmen. Und es hat sich gezeigt, dass dadurch ein merkwürdiger Bewusstseinsprozess in Deutschland erfolgte. Viele Menschen haben gewusst oder wissen, was „Metropolis“ ist, dass dieser Film von Fritz Lang stammt. Dass die Sammlung, in der sich der Film befindet heute zur Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung gehört, die meist als Murnau-Stiftung abgekürzt wird und in Wiesbaden ihren Sitz hat, hält viele Leute auch in Wiesbaden nicht davon ab zu glauben, die Murnau-Stiftung sei in Oberbayern angesiedelt. Sie sehen, also auch hier kann man entsprechend für Informationssicherung sorgen.

Nicht aufgenommen, das ist ein anderes Beispiel, wurde ein Antrag zur Erfindung des ersten Computers, von dem es nur noch den Durchschlag auf Papier, den Kohledurchschlag, aus dem seinerzeitigen Reichspatentamt gibt, wie ihn Konrad Zuse 1936 selbst vorgelegt hat. Sofort kam in der Diskussion in Cheongju auf, dass auch die Briten, um die gleiche Zeit einen Computer erfunden hatten, den Colossos, dessen Akten sich in einem besonderen Archiv, nämlich demjenigen des MI5 befinden. Ich habe dann die Frage gestellt, ob das Archiv des MI5 ein offenes Archiv ist. Da es sich jedoch um ein Geheimarchiv handelt, habe ich gegen die Aufnahme gestimmt. Auch die Sowjets haben um diese Zeit natürlich ihren eigenen Computer unter militärischen Gesichtspunkten entwickelt. Ich bin der Auffassung, wir sollten, nachdem das Konrad Zuse-Projekt abgelehnt worden ist, nochmals einen diesbezüglichen Antrag stellen, um die Erfindung, welche die Gutenberg-Bibel und das Jikji für die frühe Zeit des 14. und 15. Jahrhundert dargestellt haben, gleichsam für das 20. Jahrhundert in der Kommunikationsgeschichte nachzuvollziehen.

In Karlsruhe war man vielleicht etwas verwundert, dass im vorvergangenen Jahr zwar zehn Reichenauer Handschriften aufgenommen worden sind, da die Landesbibliothek in Karlsruhe bekanntlich auch über mindestens eine Handschrift verfügt. Es sind aber nur die nominierten Handschriften aufgenommen worden und die hatte Karlsruhe nicht. Ich bin auch hier der Auffassung, dass immer das gesamte Ensemble dokumentiert werden soll und dass sich die Überlieferung nicht immer nur auf einen Ort beziehen kann. Letzteres haben wir auch im Falle der Überlieferung der Gutenberg-Bibel in Göttingen nicht so gesehen, sondern auch hier die Brücke geschlagen zum Gutenberg Museum in Mainz, als einem anderen Ort, an dem Erinnerungspolitik und

Erinnerungskultur betrieben wird.

Goethes Nachlass, Beethovens Neunte Symphonie. Auch bei letzterer ging die Diskussion darüber, was ist eigentlich Teil der Erinnerung? Der Autograph, der übrigens in drei Teilen, in Berlin, Paris und natürlich in Bonn sich befindet, oder ist es nicht viel mehr der auditive Effekt? Dieser ruft bei den Hörern vor allem in der dritten Welt vor allem deshalb einen besonderen Effekt hervor, weil Beethovens Neunte dort nicht selten Nationalhymne, jedenfalls Ersatzhymne gewesen ist. Ähnlich verhielt es sich auch bei den Olympischen Spielen, als es noch zwei Deutsche Mannschaften gegeben hat. Wir sehen, dass das Gedächtnis, oder die Gedächtnisbildung im Weltmaßstab anderen Gesetzmäßigkeiten folgen muss, aber das natürlich auch die anderen Erinnerungskulturen im Sinne der "All-History", aber auch des Cultural Heritage der dritten Welt, wo die Erzählkultur noch vor der Schriftlichkeitskultur steht, eine Bedeutung haben.

Die nächsten Vorschläge beziehen sich nun auf einen Klassiker, der eigentlich schon längst hätte aufgenommen sein müssen. Es handelt sich um das Hausbuch der Brüder Grimm, in dem die Märchen kodifiziert worden sind. Auch damit wird übrigens ein Prozess dokumentiert, der mit der Aufzeichnung die Lebendigkeit der Traditionsbildung in einer Erzählkultur nicht beendet worden ist. Wir gehen davon aus und wir hoffen sehr, dass dieser Klassiker in das Register aufgenommen wird, weil die Märchen auch international entsprechend rezipiert worden sind. Es geht ja nicht um deutsche Märchen, sondern es ist deutlich gemacht worden, dass dies Märchen mit persischen, arabischen und anderen kulturellen Einflüssen sind, die in 180 Sprachen der Welt übersetzt worden sind.

Ein ganz interessanter Vorschlag bezieht sich nun zum ersten Mal auch auf ein Werk der Kartographie. Es handelt sich um die sogenannte Waldsee-Müller-Karte, die unter allerlei feuilltonistischem Getöse vor etwa zehn Jahren, wenn ich mich recht erinnere, veräußert worden ist und sich heute in der "Library of the Congress" befindet., und in der zum ersten Mal das Wort „Amerika“ sozusagen amtlich kartographisch erscheint.

Die "Library of the Congress" und die deutsche UNESCO-Kommission haben sich darauf verständigt, dass dieser Vorschlag gemeinsam

betrieben wird. Also auch hier von vorneherein Netzwerkbildung, um die individuelle, oder die nationale Sichtweise, von vorneherein zu reduzieren. Das Weltregister umfasst gewärtig rund 80-90 Eintragungen. Dazu zählen Fotoarchive aus dem Senegal, aber auch die "Public Record" der deutschen Kolonialverwaltung in ehemals Deutsch Ostafrika, heute in Tanzania, ebenso wie ein Ton -und Schallarchive aus China. Aufgenommen sind aber auch die 33 Thesen von „Solidarnosc“ sowie ein Archiv, bei dessen Aufnahme es große Diskussionen gegeben hat, weil es nicht vollständig sei. Gemeint ist das Archiv der Verschollenen aus Chile, der unter der Herrschaft Pinochet's ermordeten Menschen, das natürlich nie vollständig sein kann.

Die Diskussion, die in Deutschland demnächst zu führen sein wird, wird sich auf drei Punkte beziehen, nämlich wie können wir mit welchem Dokument, oder in welcher Form die historische Phänomene im Weltgedächtnis verankern, wie die Auseinandersetzung und vor allen Dingen die Erinnerung an den Holocaust? Wie ist der Fall der Berliner Mauer zu dokumentieren? Und wie ist beispielsweise auch die Veränderung - etwa aus unserer Sicht - der Welt nach dem 11. September dokumentierbar? Das wird je nach Kulturkreis durchaus unterschiedlich gesehen und jemand aus den islamischen Bereichen hat hier andere Zugänge als wir.

Ich möchte Ihnen noch zwei Hinweise geben über Projekte, welche die UNESCO nicht zuletzt auf Drängen der dritten Welt vor kurzer Zeit aufgelegt hat.

Wir haben uns, ich habe dies eingangs erwähnt, in unserem Grundverständnis des Dokumentierens von Vergangenheit sehr stark darauf konzentriert, über Formen des materiellen Verfügens, also über Dokumente zu gehen, das bedeutet Schriftlichkeit, Fotos, Filme und dergleichen. In anderen Ländern mit einer anderen Traditionsbildung, wie insbesondere in Afrika, etwa in Nordafrika, bezieht sich die Traditionsbildung jedoch auf das immer wieder erzählen und weitergeben des mündlich Überlieferten auf die nächstfolgende Generation. Ein Prozess, der, ich erwähnte es eingangs in unserem Fall der Märchen der Brüder Grimm mit der Kodifikation natürlich ein gewisses Ende finden kann. Aus diesem Grund hat die UNESCO beschlossen - auch um dem Eurozentrismus, der die Programme der UNESCO bisher doch sehr stark bestimmt hat entgegenzuwirken - diesen Formen Rechnung zu tragen,

und zwar durch ein Programm zu „all cultural heritage“, aber auch durch ein Verständnis dessen, was wir hier weitergeben können, ganz im Sinne Noahs, der etwas mit auf die Arche nimmt, oder Robinson auf die Insel. Plätze, Ereignisse, aber auch Feste zählen beispielsweise dazu. Wir tun uns schwer, etwa auch das Nationalkomitee, hier in unserem Kulturbereich entsprechende Formen zu finden. Dokumentationswürdig im Sinne von „all cultural heritage“? Die Schwäbische Fasnacht, oder das Münchener Oktoberfest? Fragen Sie einen Japaner, der ist sofort begeistert. Wir sind es möglicherweise selbstkritisch nicht. Aber ein Fest oder eine Veranstaltung auf einem bestimmten Platz in Marakkesch zählt dort zu den Orten der Erinnerungskultur. Hyde Park Corner ist ein Ort der Erinnerungskultur. Der Platz, an dem früher die „Twin Towers“ in Manhattan gestanden haben, ist ein Ort der Erinnerungskultur. Hier kommt Dokumentation und monumentale oder topographische Erinnerung zusammen, die wir miteinander teilen.

Ich möchte zum Schluss noch einige Hinweise auf die UNESCO Charta im Hinblick auf das digitale Erbe und deren Überlieferungen geben.

Sie wissen, dass die Generalversammlung im Oktober 2003 ein entsprechendes Dokument verabschiedet hat, natürlich mit Empfehlungscharakter! Dort heißt es, dass wirklich das, was gleichsam synchron heute über digitale Netze kommuniziert wird, auch diachron im Sinne der Gedächtnisbildung für spätere Generationen aufbewahrt werden muss. Dies ist ein Auftrag, der eigentlich schon immer unsere Archivbildung beherrscht hat, die ja nie retrospektiv war, sondern immer Gewährleistung für die Zukunft sein sollte. Es wird deshalb um so schwieriger, die Frage zu beantworten, wer entscheidet, weil, ich erinnere daran, wer weiß denn überhaupt, worüber wir dann zu entscheiden haben und an was wir uns morgen erinnern? Das wird im digitalen Zeitalter in enthierrarchisierten Kommunikationsströmen immer schwieriger zu entscheiden sein: was ist wichtig und was ist bedeutend um es zu archivieren? Ich weiß, von was ich rede, denn das Land Hessen baut momentan, wie andere Bundesländer auch, seine Landesverwaltung um. Bei der Landesverwaltung und deren Umbau mit SAP-Struktur und neuer Verwaltungssteuerung, die dann nach Bundesland entsprechende Namensgebungen haben, wird meist eines vergessen, nämlich die Langzeitarchivierung und die rechtzeitige Einbeziehung von Hauptstaatsarchiven. Auch hier gibt es einen Übergang der traditionellen Archivierung hin zur Bildung einer

## Langzeitfunktion der elektronischen Registratur.

Ich glaube, dass die Unesco hier bestenfalls auf die Hersteller von Hardware und Software einwirken kann, im Sinne der Standardisierung von Empfehlungen. Die Berufsverbände müssen sich darum kümmern. Die Erfahrungen sind jedoch, wie ich aus eigener Anschauung zu berichten weiß, eher ernüchternd. Als jemand, der zehn Jahre ein Medienarchiv geleitet hat, weiss ich wovon ich rede. Sony beispielsweise hat es nicht interessiert von Umatic auf VHS und neue entsprechende Träger umzusteigen. Das bedeutet, dass man die jeweilige Soft- und Hardware in einem Medienarchiv als eine Art historischen Gerätepark vorhalten muss. Was, wenn man Schellack-Platten heute auf einer Auktion kauft, aber nicht mehr die Geräte hat, um sie abzuspielen. Wem nutzen die Tonwalzen im Tonogrammarchiv in Berlin, wenn sie nur digitale CD Player und dergleichen zur Verfügung haben. Also Sicherung dessen, was wichtig ist, wo wir mit Sicherheit nicht alles werden überliefern können. In der Rundfunk- und der Mediengeschichte sind nicht sämtliche Nachrichtensendungen überliefert. Aber die bedeutendsten dieser Sendungen sind aufgezeichnet worden. Das ist die Entscheidung, die getroffen werden muss und, ich wiederhole es jetzt zum dritten Mal, wer entscheidet nach welchen Kriterien, was für später aufzubewahren ist?

Ich komme jetzt zum Schluss. Wir wissen nicht, welche historischen Prozesse vor uns stehen, aber gerade die Entwicklung des 20. Jahrhunderts mit den Diktaturen, mit den unterschiedlichen Strukturen von Aufarbeitung von Geschichte zeigt, dass die Bundesrepublik Deutschland, ein demokratischer Staat, sich mit der Erinnerungskultur als einer politischen Aufgaben befasst. Es steht in anderen Länder noch längst nicht so, wie wir das in Deutschland geleistet haben. Es wird aber auch darum gehen zu sehen, wie Diktaturen, die sich sozusagen von Staatsgewalt in Staatsgestalt begeben haben, sich in ihrer späteren Entwicklung hier verhalten werden.

Das UNESCO Programm versucht gemäß dem Auftrag der Völkervereinigung, gegenseitig die Informationen zu verbessern, als einem Beitrag zur Friedenssicherung. Wenn wir uns in diesem Dialog, der über die Kulturen geht, aber sehr oft auch einen Dialog der Religionen bedeutet, austauschen, über die unterschiedlichen Wahrnehmungen, je nach Herkunft von Dokumenten, dann ist dies ein kleiner Beitrag, mehr vonein-

ander zu wissen, aber auch zu hoffen, dass das, was wir dann wissen, für spätere Zeiten kodifiziert und überliefert werden kann, in spätere Zeiten. Das ist im digitalen Zeitalter deutlich schwieriger geworden. Ich habe immer die Befürchtung, dass wir uns sonst allzu schnell wieder den „dark ages“ nähern, wie sie in der Völkerwanderung, im Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter entstanden sind. Nur gab es früher keine Dokumentationsfähigkeiten, wie wir sie heute mit E-mail und Internet kennen.

---

---

## **Partizipative und gesellschafts- politische Aspekte der Bewahrung des Kulturerbes im 21. Jahrhundert**



## **Städtische Kulturpolitik und kulturelles Gedächtnis**

Michael Heck

### **Zukunft braucht Herkunft**

Vor kurzem hat der Historiker Paul Nolte die Fixierung der Kulturwissenschaften auf die Erinnerung beklagt und eine Haltung zu selbstreflektierter Blasiertheit festgestellt. In der Tat können Rituale von Sündenstolz und Betroffenheitskult zu Handlungssperren und Selbstentmächtigung führen. Sie stellen dann eine bequeme Ausrede dafür dar, keine Verantwortung für die Zukunft übernehmen zu wollen.

In seiner Reinhold-Frank-Gedächtnisvorlesung 2003 in Rastatt hat auch Joachim Gauck deutlich auf dieses deutsche Phänomen hingewiesen. Umgekehrt kann aber auch Verantwortung für die Zukunft nur übernommen werden, wenn man sich der Vergangenheit bewusst ist. Wer die Vergangenheit ausblendet, steuert die Zukunft im Blindflug an.

Es gilt: Zukunft braucht Herkunft.

Dieses Wissen um Herkunft gibt uns einen Kompass für verantwortliches und zukunftsträchtiges Handeln an die Hand. Oder um mit André Malraux zu sprechen: Wer in der Zukunft lesen will, muss in der Vergangenheit blättern.

### **Was heißt kulturelles Gedächtnis?**

Hier geht es konkret um das Kulturelle Gedächtnis als Sammelbegriff für alles Wissen, das im spezifischen Rahmen einer bestimmten Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung ansteht.

Es handelt sich um Alltagswissen, das Denken, Fühlen, Wollen und Handeln der Mitglieder einer Gemeinschaft unbewusst, aber gleichsinnig strukturiert und leitet. Erinnerung ist gelebtes und erlebtes Gedächtnis. Das ist eine Aufgabe, die nicht allein durch Archive und Sammlungen, Museen und CD-ROMs geleistet werden kann. Dazu gehören Ferienfotos und die Rezepte der Großmutter ebenso wie Jahreshefte der Schulen, Vereins- Firmenjubiläen, schlichtweg alle Erinnerungen im Sinn von Denis Diderot, der 1778 schrieb:

„Ich bin geneigt zu glauben, dass alles, was wir gesehen, kennengelernt, wahrgenommen und gehört haben“ – die Bäume eines Waldes, zahlreiche Naturbilder, die er genau ausführt, „auch die Vielzahl der menschlichen Stimmen, der Tierlaute und der natürlichen Geräusche, die Melodie und Harmonie aller Lieder, aller Musikstücke, aller Konzerte, die wir gehört haben; dass all das in uns ohne unser Wissen weiterbesteht“.

Alle diese Sinneseindrücke ergeben ein Buch. „Wo aber ist der Leser?“ fragt Diderot und gibt die Antwort: „Der Leser – das ist das Buch selbst, denn es ist doch ein empfindendes, lebendes und sprechendes Buch, das heißt ein Buch, das durch Laute oder durch Zeichen die Reihenfolge seiner Empfindungen mitteilt“. (Proust hat sich aufgrund der Erinnerung an Gerüche aus seiner Kindheit auf die Suche nach der vergangenen Zeit begeben).

Das meint keine nostalgische Verklärung des Vergangenen. Denn das kulturelle Gedächtnis hilft nicht nur, nicht zu vergessen, **was war**, sondern auch zu erkennen, **was ist**.

Die Bedeutung dessen, was ist, entschlüsselt sich vielen nicht mehr. Beispielsweise reduziert sich die Bedeutung vieler Feiertage vielfach auf einen inhaltlich austauschbaren Anlass für ein sog. Event der permanenten Spaßgesellschaft.

Das kulturelle Gedächtnis ist nicht nur das Ablegen von Daten in Archiven, sondern wird tagtäglich gelebt - bewusst oder unbewusst - in der inhaltlichen Breite und Vielfalt der kommunalen Kulturarbeit. Denn neben der Summe der individuellen Erinnerungen bildet sich das kulturelle Gedächtnis als kollektive Erfahrung in allen Facetten menschlichen Lebens.

## Der Verlust des kulturellen Gedächtnisses

Wir leben in einer Zeit der Kulturvergessenheit weiter Teile unserer Bevölkerung. Die Pervertierung des historischen Erbes in der NS-Zeit und seine Diskreditierung in den 60er Jahren der BRD haben dazu beigetragen, dass wir eine „hier und jetzt“- und „Anything goes“-Gesellschaft geworden sind. So hat beispielsweise die Rechtsschreibreform als „technisches Vereinfachungsunternehmen“ die Chance des geschriebenen Wortes als „Kulturtransporteur“ in den Hintergrund gestellt.

Es gibt aber auch lokale Beispiele. Kürzlich war ich – um konkret in die Alltagsarbeit einzusteigen -, bei einer Sitzung des Badischen Sängerbundes, wo eine wesentliche Frage lautete, soll in den Gesangsvereinen stärker das bekannte deutsche Volksliedgut gepflegt werden, oder sollen sich die Gesangsvereine stärker der populären Schlager annehmen, oder sich gar an Hit-Paraden orientieren.

Oder ein anderes Beispiel. Vor kurzem wurde ich an den Werbesäulen mit einem Großplakat konfrontiert, auf dem eine Stadtbibliothek für Leseförderung mit dem Slogan geworben hat „Wir züchten (Lese) Ratten“. Warum soll, um zum ersten Beispiel zurückzukehren, die öffentliche Hand ein Volksliedarchiv unterhalten, wenn die Chöre von dem gesammelten Liedgut keinen Gebrauch mehr machen? Ist unsere Trauerarbeit über die Folgen der vom NS-Regime hervorgerufenen Katastrophen und menschlichen Deformierungen gescheitert, wenn solche negativ belegten Aussagen gedankenlos Eingang in die Werbung einer Bildungseinrichtung finden?

Öffentliche und öffentlich geförderte Erinnerungsarbeit ist also mehr den je erforderlich!

## Wo partizipieren wir am kulturellen Gedächtnis?

Wir partizipieren am kulturellen Gedächtnis in vielfältigster Weise. Beispielsweise wenn wir ins Theater gehen, wenn wir ein Konzert hören, wenn wir eine Kunstsammlung besuchen.

Noch bis Ende des 19. Jahrhunderts kannte das Musiktheater – im Gegensatz zu Kunst- und Gemäldesammlungen - keine Pflege der Vergangenheit. Zur Zeit Verdis und Wagners war der Spielplan – was für uns heute unvorstellbar ist – Gegenwartstheater. Erst gegen 1900 bildete sich so etwas wie ein historisches Repertoire heraus, in dem einzelne Werke beispielhaft für ihre Epoche standen. Doch auch damals griff man kaum auf Werke aus der Zeit vor Gluck und Mozart zurück.

Richard Strauss war einer der ersten, für den Theater auch Museen im Sinn einer bildungspolitischen Aufgabe sein sollten und der eine Liste der größten Werke der Musikkultur erstellte, die exemplarisch für Gattungen und Epochen stehen und in einem „Opernmuseum“ gepflegt werden sollten.

Wir sind heute in der Lage, im Musiktheater auf die gesamte 400jährige Geschichte der Oper blicken zu können von Monteverdi bis Rihm. Nie zuvor waren Werke aus allen Epochen derart breit in den Spielplänen und lückenlos in den CD-Regalen vertreten wie jetzt zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Im Konzert kann man Werke aus dem Barock hören, aus der Zeit Bachs und Händels, natürlich die gesamte Wiener Klassik, die Musik der Romantik, die sogenannte Klassische Moderne bis zu zeitgenössischen Werken. Man kann die Werke sogar in Originalbesetzung und mit Instrumenten aus der Zeit erleben, so wie sie vor zwei oder drei Jahrhunderten möglicherweise geklungen haben.

Jeder Auftritt eines Musikvereins, einer Gesangsgruppe – das führt mich an den Anfang meiner Überlegungen zurück – ist solch ein Akt, bei dem das Kulturelle Gedächtnis sowohl in die Vergangenheit zurückgreift wie auch für die Zuhörer Vergangenheit und Gegenwart schafft und somit deren kulturelles Gedächtnis prägt.

## **Beispiele Karlsruher Kulturpolitik**

**Z**urück zum Ausgangspunkt am Beispiel Karlsruhes. Wie sieht vor dem Hintergrund dieser Betrachtungen die Kulturpolitik in Karlsruhe aus?

An einigen Karlsruher Beispielen aus der Fülle und Breite des urbanen Lebens will ich sichtbar machen, dass Tradition und kulturelles Gedächtnis nicht das Aufbewahren der Asche, sondern das Wachhalten des Funkens sind.

Erinnerungs- und Gedenkkultur sind nicht allein „Staatsveranstaltungen“, sondern müssen von allen Bürgern gelebt werden. Bürgerschaftliches Engagement soll jedoch keine Notlösung geboren aus ökonomischen Zwängen sein, sondern die sinnvolle Nutzung aller Ressourcen des Wis-sens und der Erfahrungen aus der Gemeinschaft für die Gemeinschaft. Neben der Arbeit des Instituts für Stadtgeschichte und der historischen Museen hat sich eine wertvolle Arbeit auf breiter bürgerschaftlicher Basis herausgebildet.

Dazu gehören - wie anfangs betont - Erinnerungsorte, Erinnerungsanlässe, Erinnerungsinhalte aus der Breite des kulturellen Lebens, von der allgemeinen Heimatpflege über die Baukultur, Kunst, Musik, Theater und Literatur bis zum Gesangsverein.

Mir ist es ein besonderes Anliegen, neben der institutionellen Förderung einer breiten Kultur in allen Sparten, auf das Engagement der Bürger hinzuweisen, die aktiv und ehrenamtlich mit ihrer Erinnerungsarbeit und -pflege an der Gestaltung ihrer Stadt mitwirken.

Die hierbei geleistete Arbeit reicht praktisch vom Erhalt eines Wegkreuzes und der Pflege eines Brunnens über eine Stadtteilgeschichtsschreibung, dem Ausbau von Erinnerungsorten als Museen der Ortsgeschichte bis hin zum Stadtteilfest mit historischem Bezug. Dazu gehören aber auch Tanz- und Folkloregruppen (z.B. Wiederaufleben des Trachtenfestes als Folkloria aufgrund eines Bürgerbegehrens). Und dazu gehören auch alle privaten Kunst-, Theater-, Tanz-, Literatur- und Musikinitiativen, die auf breiter ehrenamtlicher Basis kulturelle Vielfalt ermöglichen (z.B. Stücke zu Kaspar Hauser und zur Badischen Revolution, der Stahlberg-Verlag, der Carlsruher Cultur Circle zur Wiederbelebung einer Salonkultur des 19. Jahrhunderts).

Daneben gibt es auch in Karlsruhe die klassischen Beispiele einer städtisch verankerten Gedenkkultur. In dem Bewusstsein, dass es umstritten sein kann, in **einem** Mahnmal der **unterschiedlichen** Opfer nationalsozialistischer Herrschaft zu gedenken, entschied sich die Stadt Karls-

ruhe bewusst für eine Form des **ständigen intensiven Diskurses** in Veranstaltungen und Veröffentlichungen.

Zu einem wesentlichen Instrument der Karlsruher Gedenkpolitik wurde die Einrichtung des „Forums für Stadtgeschichte und Kultur“, in dem ausgewiesene Kunst- und Zeithistoriker zu Vorträgen und Podiumsdiskussionen eingeladen werden, und das die Publikation „Blick in die Geschichte“ herausgibt.

Zu weiteren Säulen der städtischen Erinnerungspolitik zählen die Errichtung der Erinnerungsstätte Ständehaus, die Einrichtung der Forschungsstelle Widerstand an der Universität Karlsruhe, die jährlich wechselweise in Rastatt und Karlsruhe stattfindende Reinhold-Frank-Gedächtnisvorlesung, Einladungen an Zwangsarbeiter der ehemaligen IWKA, das Gedenkbuch für Karlsruher Juden, an dem alle Karlsruher Bürger mitschreiben können, Zeitzeugenbefragungen sowie die Gedenkveranstaltung für die Opfer des NS-Regimes am 27. Januar und Veranstaltung zur Erinnerung an die Reichspogromnacht. Seit 1963 kümmern sich Freiburg, Mannheim, Pforzheim und Konstanz unter Karlsruher Federführung um den Deportiertenfriedhof Gurs.

## **Förderrichtlinien, Förderkonzept der Stadt Karlsruhe**

Von ihrer Struktur her - aufgrund der Geschichte als badische Residenz - verfügt die Stadt Karlsruhe neben dem Reichtum staatlicher Institutionen über eine breite Palette privater Träger.

Karlsruhe bekennt sich bewusst zu diesen gewachsenen Strukturen und baut auf ihnen auf.

### **Was bringt es?**

Zukunft braucht Herkunft. Diesen Zusammenhang in einer Stadt erlebbar zu machen und den Bürgerinnen und Bürgern die Identifikation mit ihrer Stadt zu ermöglichen, ist Aufgabe städtischer Kulturpolitik: Identität und Bürgerstolz als Lebensqualität.

Die Beispiele zeigen, dass es ein inhaltlich vielfältiges Engagement privater und öffentlicher Träger gibt. Aufgabe der Kulturpolitik ist es, diese Angebote zu unterstützen und zu gewährleisten (d.h. neben Geld auch Beratung und Vernetzung zu ermöglichen).

Vielfach bietet es sich an, die Erinnerungskultur auf eine profilbildende „Leitkultur“ zuzuspitzen. Eine Gefahr besteht darin, die Legitimation der jeweiligen Herrschaft emotional und inhaltlich zu untermauern und dazu das Kulturelle Gedächtnis selektiv auszuschlachten.

Manche Städte haben es leichter, einen Ansatz für eine kollektive Erinnerungskultur zu finden als Karlsruhe: man denke an die Lutherstadt Wittenberg, Weimar, die Stadt der deutschen Klassik, die Faust-Stadt Knittlingen, Hanau als Stadt der Gebrüder Grimm, Hesse in Calw oder die Karlsruher Partnerstadt Halle, die mit dem Slogan der Händelfestspiele wirbt. Dagegen hieß und heißt es in Karlsruhe:

Karlsruhe, Stadt der vielen Möglichkeiten

Karlsruhe kennen und lieben

Im Herzen Europas

Viel vor. Viel dahinter

Das sind die Slogans, die wir alle kennen. Die Bewerbung um die Kulturhauptstadt hat erstmals den Versuch unternommen, einen Strang des kollektiven Gedächtnisses - Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft zu einem Leitmotiv zu entwickeln. Das Thema Recht und Gerechtigkeit spannt den Bogen vom ältesten Parlamentsgebäude, der Badischen Revolution, dem ersten deutschen Mädchengymnasium und dem ersten Verwaltungsgerichtshof bis zur heutigen Residenz des Rechts.

Ein Element, um die Zukunft Karlsruhes aus diesem Thema weiter zu entwickeln und zu prägen, ist einmal der Europäische Stadtbrief und zum anderen das virtuelle Haus der Gerechtigkeit und der Platz der Gerechtigkeit.

Auch dabei baut die Stadt Karlsruhe nicht auf amtlich verordnete Gedenktage, sondern auf die Unterstützung und Förderung gewachsener Strukturen im institutionellen und ehrenamtlichen Sektor, damit unser Gedächtnis kein Kurzzeitgedächtnis wird.



# Demokratische Erinnerungskultur als kommunale Kulturpolitik am Beispiel der Stadt Offenburg

Susanne Asche

Der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten.<sup>1</sup>

Erinnerungskultur ist heute ein Schlagwort, mit dem zahlreiche Debatten rund um das regionale, nationale oder europäische öffentliche Gedächtnis gekennzeichnet werden. Groß angelegte nationale Publikationsprojekte wie die „Lieux de Mémoire“ von Pierre Nora oder die „Deutschen Erinnerungsorte“ von Etienne François und Hagen Schulze belegen die wissenschaftlichen Bemühungen um das jeweilige nationale Gedächtnis.<sup>2</sup> Kollektives Erinnern und Traditionsstiftung sind, wie die Erinnerungsforschung gezeigt hat, für die Entstehung und die Identität von politischen Gemeinschaften zentral. Traditionen entstehen aber nicht gleichsam naturwüchsig mit der Zeit, sondern werden „erfunden“ und „gemacht“. In die Ausformung des kulturellen Erbes gehen nicht nur die Aktivitäten der „Erfinder von Erinnerung“ ein, sondern auch die Interessen der Konsumenten von Erinnerung und diejenigen kulturellen Traditionen, die sich „automatisch“ im Gedächtnis breiter Bevölkerungsschichten abgelagert haben und latent wirksam sind.<sup>3</sup> Von den europäischen Revolutionsfeiern 1998 zum 150jährigen Jubiläum der Revolution von 1848/49 bis zu den gegenwärtigen Debatten beispielsweise um ein deutsches oder europäisches Vertriebenenmuseum geht es immer wieder um die Frage, welche Aspekte der regionalen, nationalen oder europäischen Geschichte öffentlich erinnert werden und welcher Sinngehalt dem öffentlichen Gedenken beigegeben wird. Angesichts der aktuellen Erweiterung der Europäischen Union und der Debatten über eine europäische Verfassung oder Außenpolitik wird der Ruf nach der Stärkung einer europäischen Identität laut. Diese jedoch kann nur unter

Berücksichtigung historisch gewachsener Identitäten auf nationaler und regionaler Ebene entstehen. Hier sind die Kommunen gefragt.

Die Stadt Offenburg nun strebt an, eine kommunale Erinnerungskultur auszubilden und eine Tradition zu schaffen, die sich nicht nur der lokalen und nationalen Geschichte, sondern auch der europäischen Idee verpflichtet fühlt. Die damit verbundene Kulturpolitik rekurriert auf die Geschichte der Stadt, die auf die Entwicklung der Demokratie verweist und die sich bereits im Gedächtnis vieler Offenburger verankert hat. Dabei geht es um die demokratischen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts und die damit verbundenen Bemühungen um eine auf den Menschen- und Bürgerrechten basierende Gesellschaft.

Traditionen haben häufig einen Ortsbezug und beeinflussen, wie auch andere Elemente von Erinnerungskulturen, das Geschichtsbewusstsein bzw. sind in ihnen verankert.

Dafür gibt es in Offenburg gute Voraussetzungen: Seit September 2002 ist das ehemalige Gasthaus „Salmen“, das für die Demokratiegeschichte steht, als Veranstaltungs- und Erinnerungsstätte eröffnet. Seit dem großen Offenburger Freiheitsfest 1997 gibt es ein weit verbreitetes Wissen über die Forderungen und Ereignisse des Vormärzes und der Revolution 1848/49.

Darauf aufbauend entwickeln wir Rituale des Erinnerns wie den alljährlichen Freiheitstag und die „Salmengespräche“ und schaffen mit dem Freiheitsbaum ein stadtbildprägendes Markenzeichen, das an die Traditionen der Denkmäler anknüpft.

## Der „Salmen“

**S**tädtebauliches Zeichen des Offenburger kulturellen Gedächtnisses ist das ehemalige Gasthaus „Salmen“.

Am 12. September 1847 proklamierte hier eine Volksversammlung die 13 „Forderungen des Volkes“. Man verlangte unter anderem die Anerkennung der unveräußerlichen Menschenrechte sowie die Presse-, die Religions- und Versammlungsfreiheit sowie soziale Gerechtigkeit. Die Forderungen von 1847, die als der erste demokratische Verfassungsentwurf in Deutschland gelten, bilden heute die Grundlage unseres Grund-

gesetzes und finden sich in der derzeit diskutierten europäischen Verfassung. Der „Salmen“ gilt daher als eine „Wiege der Demokratie“.<sup>4</sup>

Ab 1875 beherbergte der „Salmen“ die Synagoge der jüdischen Gemeinde Offenburgs. Im November 1938 wurde das Gotteshaus während der sogenannten „Reichskristallnacht“ verwüstet. Nach dem Ende des Nationalsozialismus verkaufte die israelitische Landesgemeinde das Gebäude, da es keine jüdische Gemeinde mehr in Offenburg gab. Nun wurde der „Salmen“ gewerblich genutzt, bis ihn die Stadt 1997 erwarb und darin ein Kulturzentrum und eine Erinnerungsstätte einrichtete.<sup>5</sup>

Im Januar 2002 erklärte der Beauftragte der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und Medien den „Salmen“ zum „Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung“. Das sind Denkmäler, die „Zeugnis ablegen über kulturelle, politische, geschichtliche, architektonische, städtebauliche oder wissenschaftliche Leistungen, die zur Entwicklung oder Darstellung des Gesamtstaates als Kulturnation maßgeblich beigetragen haben oder die für die kulturelle oder historische Entwicklung einer Kulturlandschaft von herausragender Bedeutung sind.“<sup>6</sup>

Tatsächlich handelt es sich bei dem „Salmen“ um ein Gebäude von großer Symbolkraft für die badische und die deutsche Geschichte. Es steht für die Anfänge der deutschen Demokratiegeschichte in den Zeiten des Vormärzes, die damals eine durchaus europäische Dimension hatte, und zugleich für den vollkommenen Niedergang aller Werte der



Menschen- und Bürgerrechte in der Zeit des Nationalsozialismus. In dem Gebäude „Salmen“ manifestiert sich damit sowohl der Aufbruch in die Demokratie als auch der Untergang aller demokratischen Errungenschaften und humanen Werte. Es symbolisiert

die Bipolarität deutschen Geschichtsbewusstseins, das neben dem emphatischen Bezug auf die demokratischen Traditionen das Innehalten und Gedenken an die Opfer in sich trägt.

In der Neugestaltung und Ausgestaltung des Gebäudes wurde dieser Geschichte Rechnung getragen: Das Gesamtensemble umfasst nun ein Restaurant, ein transparentes Rampenbauwerk sowie das historische

Kerngebäude mit Foyer und Veranstaltungssaal für rund 270 Personen samt einem daran anschließenden Bühnenhaus. Das transparente Rampenbauwerk, das die Besucher betreten, wenn sie aus dem Foyer in den Veranstaltungssaal gelangen wollen, ist ein architektonisch schönes Spiel mit der Geschichte des Gebäudes als öffentlichem Versammlungsort.

Aus dem Foyer als einem Innenraum heraus-tretend begeben sich die Besucher auf dem von Glaswänden umgebenen Aufgang wieder in die Straßenöffentlichkeit, um dann im Saal anzukommen.



Die Gestaltung des Salmen-Saales verfolgte zwei Ziele: Zum einen sollte die lokale Geschichte an einem symbolträchtigen Ort in einem Veranstaltungssaal mit demokratischer Tradition erlebbar sein und weitergetragen werden.

Zum anderen sollte auf der Galerie – in der Synagogenzeit saßen hier die Frauen während des Gottesdienstes – eine Erinnerungsstätte für die Demokratie und deren Niedergang geschaffen werden.

Diese „Empore der Erinnerung“ wurde von dem Theaterregisseur und Ausstellungsmacher Marcel Keller gestaltet.<sup>7</sup> An einer Wand wird das Gastmahl von 1847 nachempfunden, die 13 Forderungen werden auf 13 Stelen benannt und durch jeweils ein Symbol verkörpert.





Der zweite Bereich der „Empore der Erinnerung“ widmet sich dem jüdischen Teil der Geschichte des Hauses und vor allem der Vernichtung der jüdischen Gemeinde.

Hier stehen die Individuen im Zentrum. An der hinteren Wand des dunkel gehaltenen Raumes sind die Fotos der Juden und Jüdinnen zu sehen, die vor 1940 in Offenburg lebten. Zudem ist ein Memorbuch aufgelegt mit den Namen aller Opfer.

Seit der Wiedereröffnung als Kulturstätte und als „Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung“ gilt es, den „Salmen“ als Kristallisationspunkt populärer Erinnerungskultur sowie als Zentrum demokratischer Traditionsbildung zu positionieren. Zur demokratischen Tradition gehört das Gedenken, daher findet im „Salmen“ alljährlich am 9. November eine Gedenkveranstaltung statt.

Vor allem aber soll ein emphatischer Bezug zu den Demokratisierungsbestrebungen des 19. Jahrhunderts geschaffen werden. Diesem Ziel dienen drei Einrichtungen: Am 12. September jeden Jahres feiert Offenburg den Freiheitstag, alljährlich im Oktober finden die sogenannten „Salmengespräche“ über die Aktualität der Forderungen von 1847 statt und im August / September jeden Jahres wird für einige Wochen der Offenburger Freiheitsbaum errichtet. Alle drei Aktivitäten zentrieren sich um den „Salmen“ bzw. die „Empore der Erinnerung“.

Freiheitstag, „Salmengespräche“ und Freiheitsbaum rufen auf jeweils andere Weise die Aktualität der Forderungen von 1847 für ein demokratisch geeintes Europa in Erinnerung und binden dieses an die regionale Traditionsbildung.

Wir nennen diese drei Strategien bzw. Veranstaltungsweisen etwas überheblich die „Trias der Freiheit“:

## Der Freiheitstag

Im September 2003 proklamierte die Oberbürgermeisterin der Stadt Offenburg „Edith Schreiner“ den 12. September als Offenburger Freiheitstag, der als ein kommunaler Feiertag gestaltet werden soll. Dabei konnte sie auf ein in der Bürgerschaft weit verbreitetes Wissen über die Ereignisse des Jahres 1847 und an eine ganz spezifische Offenburger Festerinnerung anknüpfen.

1997 feierten die Offenburger das große, auch überregional wahrgenommene Freiheitsfest in Erinnerung an die Ereignisse von 1847 und an die demokratische Revolution 1848/49. Mit diesem Freiheitsfest 1997, das die gesamte Bürgerschaft einschließlich der eingemeindeten Vororte als Akteure mit einschloss, wurde der 12. September 1847 zu einem Offenburger Erinnerungstag.<sup>8</sup> Das Freiheitsfest bildete damals den Auftakt für den deutschlandweiten Veranstaltungsreigen zur Erinnerung an die erste deutsche demokratische Revolution von 1848/49. Darin nahm Offenburg eine einzigartige Rolle ein, denn mit dem Freiheitsfest entschloss sich erstmals fast die gesamte Bürgerschaft einer Kommune, demokratische Traditionen für eine Feier und vor allem für die Identität ihrer Stadt zu wählen.



Wie tief dieses Freiheitsfest in der Erinnerung der Stadt verankert ist, zeigte sich bei den sehr kurz anberaumten Vorbereitungen des ersten Freiheitstages 2003, an denen sich sofort Vereine aus der Bürgerschaft aktiv beteiligten.



Bei dem Freiheitstag handelt es sich um ein geselliges Beisammensein im und um den Salmen herum mit kulturell-politischen Einlagen. Straßentheater, Tanzvorführungen, Barrikadenbau und historische Kostümierung – die Kleider stammen noch von

1997 – geben dem ganzen eine durchaus bunte und vergnügliche Note. Mit den historischen Kostümen bindet sich eine abgelagerte, überkommene Erinnerung an den nun modern gestalteten Ort „Salmen“.

Zudem gibt es eine Art Offenburger Hymne – „Die Gedanken sind frei“ in der Bearbeitung von Roger Siffer.

In jedem Jahr steht eine andere der 13 Forderungen von 1847 im Zentrum, deren Aktualität thematisiert wird. 2003 war es die nach der Bildung für alle – ein Hinweis auf die damalige Pisa-Debatte, 2004 die Forderung nach der volkstümlichen Staatsverwaltung – mit Bezug auf die damals stattfindenden Wahlen und die europäische Verfassung, dieses Jahr ist es die nach persönlicher Freiheit. In Theaterszenen, Reden und Ansprachen oder kleinen Inszenierungen wird die Aktualität der jeweiligen Forderung verdeutlicht und problematisiert. Dabei gibt es nicht in jedem Jahr ein Straßenfest. In diesem Jahr fällt der 12. September z.B. auf einen Montag, so dass wir nur eine kulturelle Veranstaltung im „Salmen“ durchführen.

Langfristig möchten wir den Freiheitstag mit dem Internationalen Fest verbinden, das alljährlich im Herbst die ausländischen Kulturvereine veranstalten, um auch die Offenburger mit Migrationshintergrund in die demokratische Erinnerungskultur aufzunehmen.

## Die „Salmengespräche“

**M**it den „Salmengesprächen“ möchten wir einmal im Jahr im Herbst auf einer öffentlichen Veranstaltung darüber nachdenken und diskutieren, was von den Forderungen von 1847 heute noch aktuell ist.

Vor dem historischen Hintergrund des ersten demokratischen Verfassungsentwurfs in Deutschland sollen geschichtliche, vor allem aber aktuelle gesellschaftspolitische oder kulturelle Fragestellungen erörtert werden - und das auch mit europäischer Perspektive. Denn: nur wenn die Forderungen von 1847 Realität sind, kann ein in Demokratie und Freiheit geeintes Europa gelingen.

Diese Brücke zu schlagen ist umso leichter, als fast alle Forderungen von 1847 auch Eingang in die europäische Verfassung gefunden haben.

Um die Reihe „Salmengespräche“ der Bedeutung ihres Themas gemäß zu gestalten, haben wir einen Beirat berufen, der das Thema bzw. den Artikel von 1847 festlegt, der im darauf folgenden Jahr diskutiert werden soll. Für 2005 wurde die 5. Forderung nach persönlicher Freiheit gewählt:



„Wir verlangen persönliche Freiheit. Die Polizei höre auf, den Bürger zu bevormunden und zu quälen. Das Vereinsrecht, ein frisches Gemeinleben, das Recht des Volkes sich zu versammeln und zu reden, das Recht des Einzelnen sich zu ernähren, sich zu bewegen und auf dem Boden des deutschen Vaterlandes frei zu verkehren - seien hinfüro ungestört.“

Die Aktualität dieser Forderung ist unübersehbar. Der Karlsruher Historiker Peter Steinbach wird am 5. Oktober über die historische Bedeutung der Forderung referieren, Renate Jaeger, Richterin am europäischen Menschenrechtsgerichtshof in Straßburg, über die aktuelle europaweite Brisanz.

Freiheitstag und Salmengespräche gemeinsam zielen auf die Verankerung einer demokratischen Erinnerungskultur sowohl über das Aufgreifen und Bestärken einer populären Erinnerungskultur als auch durch politisch-wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Bedeutung der Menschen- und Bürgerrechte.

Das Ganze krönen wir durch ein markantes Zeichen im Straßenbild – den Freiheitsbaum.

## Der Freiheitsbaum

Mit dem Freiheitsbaum nehmen wir eine lange Geschichte wieder auf und brechen sie ironisch.<sup>9</sup> Schon 1874 wollten die Offenburger erstmals ein Freiheitsdenkmal errichten. Die Gelegenheit war günstig, da der Stadt Rastatt die Errichtung eines solchen auf dem Friedhof vom preußischen Gouverneur verboten wurde. Man bot das Denkmal Offenburg an, doch jetzt griff das badische Innenministerium ein und sprach ein Verbot aus. Erst 1960 wurde die Idee eines Freiheitsdenkmals wieder aufgegriffen, doch im Gemeinderat setzten sich statt dessen die Narrenzünfte durch – Offenburg erhielt einen Narrenbrunnen.

Zum Greifen nahe rückte ein Revolutionsdenkmal, als sich 1988 die Möglichkeit bot, eine von Alfred Hrdlicka geschaffenen Faust aus Granit für 500.000 DM zu erwerben.

Wie sehr im kommunalen Raum Erinnerungskultur zum Konfliktthema um die Deutung der eigenen Geschichte werden kann, zeigten die diesbezüglichen Debatten im Gemeinderat. Einer großen Gemeinderatsfraktion war die geforderte Summe zu hoch, zumal die Faust von Hrdlicka schon zweimal bei Wettbewerben eingereicht worden war – u.a. 1978 in Kiel bei einem Wettbewerb für ein Denkmal für den Matrosenaufstand von 1918.

Vor allem aber stritt man sich über den Symbolgehalt der Faust – sie sei ein Zeichen der Gewalt, so hieß es, und eindeutig kommunistisch besetzt. Die Gegenseite meinte dazu, Boxer ballten doch auch die Fäuste und wenn Klinsmann ein Tor geschossen habe, dann strecke er auch vor Freude die geballte Faust in den Himmel. Zudem habe



die Revolution auch gewalttätige Momente gehabt. An einer Stimme im Gemeinderat scheiterte das Denkmal. Bei den Vorbereitungen auf das große Freiheitsfest kam die Diskussion erneut auf.

Der Kunstverein schaltete sich ein und stieß auf den Widerstand der Bürgerinitiative „Freiheitsdenkmal“. Ein von der Stadt veranstalteter Wettbewerb zum Thema „Freiheit“ sollte eine konsensfähige Lösung bringen. Die eingereichten Arbeiten wurden im September 1997 gezeigt, doch keine Lösung überzeugte. Nun empfahl die Jury, die Künstler Anthony Craig und Jonathan Borofsky anzusprechen. Borofsky schuf eine 20 m hohe Statue mit dem Titel „Freiheit male/female“, die von Aenne Burda gestiftet wurde.



Die Zustimmung war diesmal in den politischen Gremien einstimmig, die feierliche Übergabe der Statue fand im Dezember 2000 statt. Mancher Offenburger allerdings stieß sich an dem Satz von Aenne Burda: „Hiermit übergebe ich euch die Freiheit.“<sup>10</sup> Als Freiheitsdenkmal wurde diese Skulptur in der Bevölkerung jedoch kaum angenommen, als solches ist es im Empfinden und im Gedächtnis nur wenig verankert.

Es stellt sich zudem die Frage, inwieweit Denkmäler oder Skulpturen im öffentlichen Raum überhaupt Ausdruck einer lebendigen Erinnerungskultur sein können. Meist werden sie sehr schnell zu versteinerten oder Stahl gewordener und damit vergessener Erinnerung.

Wir verfolgen mit unserem Freiheitsbaum daher ein anderes Vorgehen. Gegen die Idee des Denkmals setzen wir den Freiheitsbaum, der einmal jährlich in der Zeit um den Freiheitstag herum für einige Wochen auf dem Marktplatz errichtet wird. Er wurde von dem Ausstellungsmacher Lukas Lindenmaier entworfen.

Dabei handelt es sich um eine Stahlkonstruktion aus Rohren, die einen Stamm von rund 11 m Höhe bilden. Die Baumkrone besteht aus 13 Auslegern unterschiedlicher Größe, maximal 130 cm. An diesen Auslegern werden Nachbauten der Symbole befestigt, welche die 13 Forderungen von 1847 auf der „Empore der Erinnerung“ im „Salmen“ darstellen.

Damit wird der Baum einen direkten Bezug zu der Inszenierung der 13 Stelen im „Salmen“ haben. An einem unter den Ästen angebrachten Kranz wird jeweils die Forderung symbolisiert, die im Zentrum des jeweiligen Jahres steht. Am Fuße des Baumes sind die 13 Forderungen zu lesen.

Wir haben bewusst Abstand genommen von einem realen Baum, wie er nach 1792 oder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtet worden wäre. Damals wählte man je nach Landstrich unterschiedliche Baumtypen, schmückte diese aber immer mit Symbolen wie der Jakobinermütze, Kokarden oder Fahnen. Heute erinnern die damaligen Freiheitsbäume an die Maibäume, zumal beide Symbole historisch eng miteinander verbunden sind.

Der Freiheitsbaum aus Stahlrohren ist eine eher augenzwinkernde Zitierung damaliger Freiheitsbäume, übernimmt aber die Tradition, Symbole an ihm zu befestigen. Hier knüpft er auch an den Offenburger Freiheitsbaum von 1997 an, der zwar aus Holz, aber auch kein Baum im eigentlichen Sinne war. Auch jener Baum wurde von Lukas Lindenmaier entworfen.

Dem Pathos der Skulptur eines Freiheitshelden oder der geballten Faust setzen wir die Abstraktion von Gesetzesforderungen, von Freiheitsforderungen entgegen. Auf die Offenburger Geschichte des Freiheitsdenkmals antworten wir mit einem kleinen Verweis – mit der goldenen Faust auf dem Baum.



Die Errichtung wurde von vorn herein zur Abstimmung gestellt, indem die Skulptur nur von Spendern und Sponsoren finanziert wird. Das Geld ist jetzt zusammen.

Die stete Wiederkehr des Auf- und Abbaus des Freiheitsbaums in seiner jeweils veränderten Form soll dazu beitragen, stets aufs Neue die öffentliche Diskussion um das Erinnern anzufachen und so eine lebendige Tradition schaffen.

Freiheitstag, „Salmengespräche“ und Freiheitsbaum werden dann zu Ausdrücken und Mechanismen der Ausbildung einer demokratischen Erinnerungskultur.

Da sich an das zentrale Gebäude, an den „Salmen“, zugleich die Erinnerung an die Verbrechen der Nationalsozialisten bindet, bewegt sich diese demokratische Erinnerungskultur immer an der Grenzlinie, die die Bipolarität der deutschen Geschichte auszeichnet.

Auf der anderen Seite bleibt zu betonen: indem wir die Forderungen von 1847 auf die Tauglichkeit für die kommende innere europäische Einigung hin abfragen, geben wir der Erinnerungskultur eine in die Zukunft gerichtete Dimension.

**B**ei den hier dargestellten Bemühungen, die von der städtischen Kulturpolitik ausgehen, die aber auf gegebene Strukturen, vorhandenes geschichtliches Wissen über die Freiheitsbestrebungen des 19. Jahrhunderts und spezifische Offenburger Erinnerungen an das Freiheitsfest von 1997 zurückgreifen, geht es um ein dezidiert politisch-kulturelles Ziel: Die Schaffung einer Identifikation mit der eigenen Stadt über einen emphatischen Bezug auf die eigene Geschichte, die Stärkung eines demokratischen Bewusstseins, die Ermöglichung transnationaler Begegnungen über die Historie und die geistige Öffnung für die Herausforderungen der inneren europäischen Einigung.

Zweifellos handelt es sich zum einen um eine „erfundene Tradition“ im Sinne von Eric Hobsbawm<sup>11</sup> mit dem Ziel, die Identifikation mit der eigenen Stadt zu bestärken.

Doch geht es dabei nicht nur um die Schaffung eines kollektiven Gedächtnisses im Sinne eines politischen Gedächtnisses, sondern vielmehr

auch um die Befragung der kommunalen Geschichte und ihrer Symbole auf ihre Tauglichkeit für die Zukunft – und das auf sinnlich-vergnügli- che Weise beim Freiheitstag, auf politisch-diskutierende Weise bei den „Salmengesprächen“ und auf leicht marktschreierische Art mit dem Freiheitsbaum. Es geht um die Ausbildung eines lokalen kulturellen Ge- dächtnisses auf der Basis einer demokratischen Erinnerungskultur.<sup>12</sup>

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Ich danke Prof. Dr. Sylvia Schraut, Universität Mannheim, für die vielen Diskussionen und Anregungen.

<sup>2</sup> Vgl. Pierre Nora: *Les lieux de mémoire*, 7 Bde., Paris 1984 bis 1992 und Etienne Francois, Hagen Schulze (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte*. 3 Bde. München 2001.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu u.a. Maurice Halbwachs: *Das kollektive Gedächtnis*, Frank- furt 2. Aufl. 1985, Eric Hobsbawm: *Das Erfinden von Traditionen*, in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hrsg.): *Kultur und Geschichte*, Stutt- gart 1998, S. 97 – 120, Jan Assmann: *Kollektives Gedächtnis und kultu- relle Identität*, in ders., Tonio Hölscher (Hrsg.): *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt 1988, S. 9 - 19.

<sup>4</sup> Eberhard Jäckel: *Wiege der Demokratie*; in: *Der Salmen in Offenburg. Wiege der Demokratie in Deutschland. Festschrift zur Eröffnung des Salmen am 20. September 2002*, S. 2f. Zur Bedeutung und Geschichte der Offenburger Versammlung 1847 und der Forderungen vgl. Rainer Schimpf: *Offenburg 1802 – 1847. Zwischen Reichsstadt und Revolution*, Karlsruhe 1997, S. 263 – 288.

<sup>5</sup> Zur Geschichte des Gebäudes vgl. Martin Ruch: *Tanzsaal – Revoluti- onslokal – Synagoge – Lagerhalle. Die Geschichte des „Salmen“ in Of- fenburg im und als Brennpunkt lokaler und überregionaler Geschichte*; in: *Ortenau 67* (1987), S. 371 – 389 und *Der Salmen in Offenburg* (wie Anm. 4).

<sup>6</sup> Schreiben des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten

der Kultur und der Medien an die Stadt Offenburg vom 9. Juli 2002.

<sup>7</sup> Zur Gestaltung vgl. Marcel Keller: Empore der Erinnerung; in: *Der Salmen in Offenburg* (wie Anm. 4), S. 26 – 29.

<sup>8</sup> Vgl. zur Bedeutung des Freiheitsfestes u.a. Hans-Joachim Fliedner: Eine Stadt erinnert sich. Versuch einer lokalen Aufarbeitung des Erinnerns an die Demokratiebewegung 1847 bis 1849; in: Dieter Langewiesche (Hrsg.): *Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen*, Karlsruhe 1998, S. 195 – 226 und Wolfgang Gall: Feste feiern? Zur demokratischen Traditionsbildung im Demagogensitz Offenburg; in: *Badische Heimat* 1, 1998, S. 97-59.

<sup>9</sup> Vgl. zum Folgenden Stadtarchiv Offenburg 07/13.20.00-33

<sup>10</sup> *Badische Zeitung* vom 16. 12. 2000

<sup>11</sup> Eric Hobsbawm: *Das Erfinden von Traditionen* (wie Anm. 3).

<sup>12</sup> Vgl. Aleida Assmann und Ute Frevert: *Geschichtsvergessenheit Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S. 42 und 49.

## Gesellschaftliche Gedächtniskultur als kulturpolitische Aufgabe

Hermann Glaser

### I.

In einem Gedicht von Wolf Peter Schnetz („Das Gedächtnis des Wassers“) heißt es:

„Am Strand  
laufen Nachrichten ein  
von gesunkenen Schiffen.

Alles was ich besitze,  
ist mein Gedächtnis ...“ (1)

In lyrisch-metaphorischer Verdichtung wird angedeutet, was Gedächtnis ausmacht. Das individuelle Ich formt aus angelandeten Bruchstücken eine Ganzheit; das Vergangene wird präsentisch abrufbar. „Ohne Erinnerung / hat die Zeit kein Gesicht“. Der Vorgang der Vergegenwärtigung von Vergangenen bedarf der Impulse. Diese sind oft „endogen“ (innen entstehend, von innen kommend); sie wirken zufällig, sind aber wohl ein Zufall; wir werden uns nur nicht bewusst, was das Erinnern in Gang gesetzt hat, warum wir aus unserem Gedächtnis etwas „hervorgeholt“ haben. Vielfach sind es auch außen entstehende, von außen eindringende, also „exogene“ Reize (Anreize), die Gespeichertes aktivieren. Der Geschmack einer Madeleine (einer Art Sandplätzchen), in einen Teeaufguss eingetaucht, evoziert zum Beispiel bei Marcel Proust in seinem Romanwerk „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ die Bilder der Kindheit, die eine beseligende, von der Schwerkraft des Lebens enthebende Wirkung ausüben. Was aus dem Gedächtnis aufsteigt, hat zwar die naive Direktheit verloren, doch die Qualität nachdenkender

Reflexion hinzugewonnen. Man empfindet nun, was man einst natürlich empfand als das Natürliche; Erinnerung ist demnach, im Sinne Friedrich Schillers, „sentimentalisch“. „... In dem Augenblick, in dem ich die Madeleine gekostet hatte, waren alle Sorgen um meine Zukunft, alle Zweifel meines Verstandes zerstreut. .... Diesmal aber war ich fest entschlossen, mich nicht damit abzufinden, daß ich nie das ‚Weshalb‘ kennen würde, wie ich es an jenem Tag getan hatte, an dem ich die in Tee getauchte Madeleine auf der Zunge verspürte. Die Beseligung, die ich eben empfunden hatte, war tatsächlich ganz die gleiche wie diejenige, die ich beim Geschmack der Madeleine gefühlt und deren tiefe Gründe zu suchen ich damals aufgeschoben hatte. Der auf das Gegenständliche beschränkte Unterschied lag in den Bildern, die dadurch heraufbeschworen wurden; ein tiefes Azurblau berauschte meine Augen, Eindrücke von Kühle, von blendendem Licht wirbelten um mich her, und in meinem Verlangen, sie zu erfassen, ohne daß ich deswegen eher mich zu rühren wagte als damals, da ich den Geschmack der Madeleine wahrnahm und versuchte, bis zu mir vordringen zu lassen, was er mir ins Gedächtnis rief.“ (2)

## II.

Das Wechselspiel von individueller und kollektiver Erinnerung kann sehr unterschiedlich ablaufen, zumal beide Formen des Gedächtnisses auf oft sehr unterschiedlich wahrgenommenen „Materialien“ (zum Beispiel „Tagesresten“) beruhen. Die Repräsentanten des kollektiven Gedächtnisses, wenn demokratisch legitimiert und entsprechend akzeptiert, stellen für das individuelle Erinnern Orientierungsmuster bereit; bei autoritärer Anmaßung wird dieses Erinnern gelenkt bzw. manipuliert. Besonders die sogenannten „Agenturen der Gesellschaft“, wie Schule, Universität, Kirche, Verwaltung, Verbände, Parteien etc. beeinflussen in ihrer häufig aus der Tradition abgeleiteten Gewichtigkeit die Art und Weise, wie der Einzelne seine Erlebnisse und Erfahrungen sichtet und zusammenfügt. Eine große Rolle spielen natürlich auch gesellschaftlich bzw. staatlich etablierte Erinnerungsorte wie Archive, Bibliotheken, Museen. Handelt es sich um „Verehrungsdeponien“, wird deren Aura die persönliche Erinnerung in ihrer freien Wahrnehmung beengen und verengen; handelt es sich um Erinnerungsstätten diskursiver Offenheit, die zu kommunikativer Auseinandersetzung einladen, kann sich das Indivi-

duum besser gedächtnis-autonom verhalten.

Als zum Beispiel Theodor Heuss, der erste Präsident der 1949 konstituierten „Bundesrepublik Deutschland“ den Widerstand gegen den Nationalsozialismus als Ausdruck ethischer Verantwortung interpretierte, veranlasste er viele ehemalige Volksgenossen und Volksgenossinnen, die etwa das Attentat auf Hitler Juli 1944 noch als verwerflich in Erinnerung hatten, zum Umdenken und damit zur Revision ihres Gedächtnisses. Dies gelang ihm, weil er durch die Integrität, mit der er in seinem Amt fungierte, die Achtung und das Vertrauen aller Bevölkerungsschichten erworben hatte.

Ähnliches geschah, als Bundespräsident Richard von Weizsäcker mit seiner Ansprache zum vierzigsten Jahrestag des Kriegsende (1985) die deutsche Erinnerungsgemeinschaft neu prägte. Bei allem Grauen und Leiden sei der Untergang des Dritten Reiches als Befreiungsakt zu verstehen. Wir hätten allen Grund, „den 8. Mai 1945 als das Ende eines Irrwegs deutscher Geschichte zu erkennen, das den Keim der Hoffnung auf eine bessere Zukunft barg“ (3) Weizsäckers Autorität leitete sich dabei nur zum Teil aus seinem Amte her. „Zu einem anderen, wichtigeren Teil jedoch war sie aus der Reputation Richard von Weizsäckers und seiner Familie zu erklären. Wie kaum eine andere deutsche Familie hatten die von Weizsäckers nach 1945 über ihre Position im Dritten Reich reflektiert. Wie kaum eine andere hatten sie, höchst erfolgreich und mit großer öffentlicher Resonanz, um die Deutungshoheit über ihre eigene Geschichte gerungen und damit zugleich die Debatte um die Rolle der deutschen Elite im Nationalsozialismus wesentlich beeinflusst. Die Rede vom 8. Mai 1985 war damit der Kulminationspunkt einer Entwicklung, in der das Selbstbild der Nation und das Selbstbild der von Weizsäckers, auch dank ihrer medialen Omnipräsenz, im öffentlichen Bewußtsein immer näher zueinander gerückt waren. Es war diese Nähe, die Vertrauen, und es war die Durchsetzungskraft der umtriebigen Familienmitglieder, die Autorität erzeugte.“ (Thomas Lau) (4)

### III.

Das individuelle Erinnern, bestimmt durch persönliche Erfahrungen, aber auch durch die Erzählungen der Eltern wie Großeltern,

ist ein Kurzzeitgedächtnis, dessen Eindrücklichkeit nach etwa zwei bis drei Generationen vergeht. Aus memory wird dann history. Historisierung als Ersatz für das Fehlen unmittelbarer persönlicher Erlebnisse und befragbarer Zeitzeugen bringt Relativierung und Distanzierung mit sich; die kulturellen Vermittlungsformen (wie Dichtung, bildende Kunst, Theater) können allerdings solchen Verlust an persönlicher Anschaulichkeit virtuell ausgleichen. Seitdem Vergangenheit mit Hilfe der Technik reproduzierbar wurde (Buch, Schallplatte, Film, Tonband bis zu den heutigen vielseitigen digitalen Aufzeichnungs- und Wiedergabemöglichkeiten) besteht die Chance, history als memory, also im Status stellvertretender Daseinserfahrung wieder unmittelbar erlebbar zu machen.

Eine besondere kulturpolitische Aufgabe besteht somit darin, der Geschichtsbetrachtung als Entfernung von personaler Betroffenheit diese „anzumuten“, ohne dass deshalb die kognitive Analyse-Fähigkeit beeinträchtigt wird. Zukunft braucht Herkunft: eine solche, von Odo Marquard formulierte Maxime bedarf einer in der jeweiligen Gegenwart möglichst emphatisch vollzogene Rezeption von Geschichte, die Engagement für Gegenwart und Zukunft zu motivieren vermag.

In seiner Antrittsvorlesung 1789 als Professor der Geschichte in Jena sieht Friedrich Schiller die derart Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenschließende Form von Erinnerungsarbeit aus dem Studium der Universalgeschichte hervorgehen. „Licht wird sie in Ihrem Verstande und eine wohlthätige Begeisterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen, und indem Sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks und die beschränkten Urteile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammenzufassen und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft vorauszuzeilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Dasein in einen unendlichen Raum aus und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.“ (5)

## IV.

Damit das Gedächtnis nicht seine Dynamik und seine Offenheit für Wandlung und Verwandlung verliert, sollte es die Fähigkeit zu einer dreifachen Form des „Aufhebens“ besitzen: geübt im Bewahren, Überwinden und damit Höherbringen. In den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ spricht Schiller vom „ästhetischen Nullzustand“: gewissermaßen eine Katharsis (Reinigung) des Erinnerungsvermögens, welche die Blockierungen seiner Vieldimensionalität zu beseitigen vermag. „In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besonderen Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüt versetzt, in Rücksicht auf Erkenntnis und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. ... Durch die ästhetische Kultur bleibt also der persönliche Wer eines Menschen, oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will – daß ihm die Freiheit, zu sein, was er sein soll, vollkommen zurückgegeben ist.“ (6)

Kulturgeschichtlich gesehen hat zum Beispiel die mit dem Begriff „Abendland“ bezeichnete, vor allem durch stereotype Erziehungsinhalte und -rituale oktroyierte Vorstellung von Europa eine gesellschaftliche Gedächtniskultur generiert, die Wahrheitssuche (als unabdingbare Forderung für Erinnerungsarbeit) durch Ideologie ersetzte. Europa, über die Jahrhunderte hinweg ein Kontinent der Widersprüche, Spannungen und Bürgerkriege, voller fundamentalistisch bestimmter Wahnsysteme und religiös, politisch oder wirtschaftlich bestimmter Aggressionen, erfuhr eine Uminterpretation, die auf Konsistenz (Festigkeit, Beständigkeit, Widerspruchslosigkeit) zielte. Die real existierende Zerrissenheit wurde zum einen mit Hilfe von nach rückwärts gewandten Visionen eines „christlichen“ Abendlandes wegretuschiert; zum anderen, vor allem im 20. Jahrhundert, durch Faschismus und Nationalsozialismus rassistisch umgedeutet (arisch-germanisches Abendland).

Strukturell gesehen, ist gesellschaftliche Gedächtniskultur immer in Gefahr – im Gegensatz zum pluralen und pluralistischen individuellen

Erinnern –, eine gemeinsame Identität bewirken zu wollen. Ein liberales, demokratisches, die Würde des Einzelmenschen beachtendes Staatswesen begreift aber Identität als ein vielfältiges Bei-sich-selbst-sein, als ein Bündel von Identitäten, die nebeneinander bestehen, doch zugleich in der Lage sind, friedlich miteinander zu verkehren und im steten Diskurs zu kommunikativem Handeln zusammenzufinden – so wie ein Gewölbe eine gemeinsame große Tragkraft zu entwickeln vermag, weil die vielen „fallenden“ Einzelsteine, sich in ihrer Fliehkraft gegenseitig hemmend, miteinander verfußt sind.

## V.

Es ist von einer gewissen Paradoxie, dass auf Grund unbedachter Traditionspflege die pluralistisch, zudem föderativ und interkonfessionell bestimmte Bundesrepublik in ihrer Nationalhymne eine gegenteilige Gedächtniskultur intoniert. Erinnert wird an ein deutsches Vaterland der Einigkeit, das noch dazu paternalistisch bzw. patriarchalisch dominiert ist. (Schöner wäre übrigens statt „Vater“- oder „Mutterland“ die Vokabel „Kinderland“.)

„Einigkeit und Recht und Freiheit  
für das deutsche Vaterland!  
Danach laßt uns alle streben  
brüderlich mit Herz und Hand!  
Einigkeit und Recht und Freiheit  
sind des Glückes Unterpfand –  
Blüh‘ im Glanze dieses Glückes,  
blühe deutsches Vaterland!“

Noch deutlicher zeigt sich die Vorstellung von einer geschlossenen, eindimensionalen Volks-Identität in der Bayernhymne:

„Gott mit dir, du Land der Bayern,  
deutsche Erde, Vaterland!  
Über deinen weiten Gauen  
ruhe seine Segenshand!“

Er behüte deine Fluren,  
schirme deiner Städte Bau  
und erhalte dir die Farben  
seines Himmels weiß und blau!

Gott mit dir, dem Bayernvolke,  
daß wir, uns'rer Väter wert,  
fest in Eintracht und in Frieden  
bauen uns'res Glückes Herd!  
Daß mit Deutschlands Bruderstämmen  
einig uns ein jede schau  
und den alten Ruhm bewähre  
unser Banner weiß und blau!“

Der regressive Charakter der Lieder liegt in ihren Ursprüngen: Sie entstanden in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Deutschen in Abweichung vom Ideal der Kulturnation ihr Heil in der Staatsnation, bald nationalistischer Ausprägung, zu finden glaubten. 1848 sah Franz Grillparzer in einem Epigramm von düsterer Vision die fatale Entwicklung voraus: Der Weg der neuern Bildung führe von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität.

## VI.

Auch wenn kollektive Gedächtniskultur sich vor der Verdrängung des Vergangenen hüten sollte, in einem philosophisch-anthropologischen Sinne kann das Individuum nicht völlig ohne eine gewisse „Vergesslichkeit“ auskommen; denn diese hilft ihm bei der Aufhebung des Aufgehobenen, nämlich beim Wegräumen blockierender Traditionen, was die Hereinnahme anderer wichtigerer und zukunftssträchtigerer „Speicherdaten“ erleichtert. Am Strand laufen dann Nachrichten ein von fahrbereiten und zu neuen Ufern aufbrechenden Schiffen.

Im Vorwort seines Buches „Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens“ meint Harald Weinrich: „In häuslich-privaten Angelegenheiten ein bißchen vergeßlich zu sein, kann einen ganz sympathischen Eindruck machen. Der Vergeßliche scheint wenigstens kein Pedant zu sein. So macht

es vielen Leuten nichts aus, sich über ihr hoffnungslos schlechtes Gedächtnis zu beklagen, während dieselben Personen, wie schon La Rochefoucauld bemerkt hat, niemals über ihre schlechte Urteilskraft (jugement) klagen würden. Neben dem privaten Vergessen hat das Vergessen jedoch auch eine öffentliche Bedeutung, die in extremen Situationen des politischen Lebens einerseits als verordnetes, andererseits als verbotenes Vergessen zum Ausdruck kommen kann. Das verordnete Vergessen äußert sich in rechtlicher Form vor allem als Amnestie, Verjährung und Begnadigung und verbindet sich in diesen Zusammenhängen gerne mit dem (christlichen) Vergeben. Doch hat dieses ‚gnädige Vergessen‘ eine unübersteigbare Grenze angesichts solcher Untaten und Verbrechen, die gegen die Menschenrechte gerichtet sind, vor allem in der Form des Genozids und namentlich der Shoah.“ (7)

Aufgeworfen wird von Weinrich auch die Frage nach den Bedingungen des Erinnerns und Vergessens in der modernen und postmodernen Informationsgesellschaft. „Sind wirklich alle heutigen Gedächtnisprobleme dadurch gelöst, daß wir ihre Lösung an die elektronischen Gedächtnisse unserer Computer mit ihrer fast unbegrenzten Speicherkapazität delegieren können? Leben wir also endlich im Paradies einer authentischen Gedächtniskultur? Das dürfte eine gefährliche Täuschung sein. Gerade wenn wir uns täglich einer Informatik bedienen, die – wirklich oder scheinbar – ‚nichts vergißt‘, wird die Frage dringlich, welchen vernünftigen Gebrauch wir heutzutage von der Lösch Taste zu machen wissen, eingedenk der sehr klugen Maxime von Edouard Herriot: ‚Kultur ... ist das, was im Menschen verbleibt, wenn er alles vergessen hat‘ (La culture ... c’est ce qui demeure dans l’homme, lorsqu’il a tout oublié).“

## VII.

Eine sich des Essentiellen erinnernde Gedächtniskultur, mit dem Pendant einer gewissen Vergesslichkeit, die übrigens auch für geschichtliche Gerechtigkeit sorgt –sic transit gloria mundi (bei Schiller: „... denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab“)–, eine solche Gedächtniskultur, die sich, paradox, stets dann, wenn es darauf ankommt, des an sich Vergessenen zu erinnern vermag, stehen Kanonisierungen, welche die Inhalte des Erinnerns in verbindliche Systeme einzuzwängen suchen,

entgegen. Die individuelle Gedächtniskultur bleibt vital, wenn sie sich „unter aller Kanone“ (sub canonibus) immer wieder Erinnerungsgeboten entzieht und sich der Aleatorik, einem Denken und Erinnern in freierheitlichen Spielräumen, überlässt. Allerdings benötigt Gedächtniskultur gleichermaßen konträr dazu orientierende Grenzziehungen. Zwei Gefahren drohen: das konturlose Chaos und der starr festgelegte Zwang beim Erinnern. Es kann eben nicht beliebig sein, was eine gesellschaftliche Gedächtniskultur dem individuellen Erinnern als besonders erinnerungswert vorschlägt; aber es darf auch die „Beliebigkeit“ des persönlichen Erinnerns nicht ausgeschaltet werden. „Chaosmos“ wäre der Begriff, der die notwendige Synthesis charakterisiert.

## VIII.

Gedächtnis und Erinnerung haben seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts immer mehr an Bedeutung gewonnen, „von den Köpfen in Ost und West Besitz ergriffen“. Nach Jan Assmann ist das nicht Zufall, sondern darin begründet, „dass wir eine Epochenschwelle überschreiten, in der mindestens drei Faktoren die Konjunktur des Gedächtnisthemas begründen. Zum einen erleben wir mit den neuen elektronischen Medien externer Speicherung (und damit: des künstlichen Gedächtnisses) eine kulturelle Revolution, die an Bedeutung der Erfindung des Buchdrucks und vorher der der Schrift gleichkommt. Zum anderen, und damit zusammenhängend, verbreitet sich gegenüber unserer eigenen kulturellen Tradition eine Haltung der ‚Nach-Kultur‘ (George Steiner), in der etwas Zu-Ende-Gekommenes – ‚Alteuropa‘ nennt es Niklas Luhmann – allenfalls als Gegenstand der Erinnerung und kommentierender Aufarbeitung weiterlebt. Drittens, und hier liegt vielleicht das entscheidende Motiv, kommt gegenwärtig etwas zu Ende, was uns viel persönlicher und existentieller betrifft. Eine Generation von Zeitzeugen der schwersten Verbrechen und Katastrophen in den Annalen der Menschheitsgeschichte beginnt nun auszusterben. 40 Jahre markieren eine Epochenschwelle in der kollektiven Erinnerung: wenn die lebendige Erinnerung vom Untergang bedroht und die Formen kultureller Erinnerung zum Problem werden.“ (8)

**D**er französische Historiker Henri Rousso, Leiter des Pariser Instituts für Zeitgeschichte, warnt jedoch vor einem inflationären Gerede vom „Gedächtnis“. „Der Ausdruck ist allgegenwärtig und vieldeutig, er hat das Vokabular der Medien, der Kultur und der Ästhetik durchdrungen. Sobald die nähere oder fernere Vergangenheit in Rede steht, die Geschichte im klassischen Sinne, taucht er fast unvermeidlich auf, so als besitze er magische Kraft, einen Mehrwert an Seele, gleich ob die Reden nun lyrisch oder bloß trivial sind.“ (9) Der „weiche“ Begriff des Gedächtnisses habe sich an die Stelle des „harten“ Begriffs der Geschichte und der Schuld gesetzt. „Rousso betont den Unterschied zwischen der Historie, die er als wissenschaftliche Rekonstruktion der Vergangenheit versteht, und der als ‚Gedächtnis‘ memorierten Vergangenheit. Bei der Historie geht es um Erkenntnis: ‚Sie entspringt einem Willen zum Wissen, sie hält sich an Verfahren zur Aufstellung von Beweisen, die sich überprüfen und wieder umstoßen lassen.‘ Das Gedächtnis dagegen geht auf Identität aus, es berührt Gefühle, ‚es strebt nach einer idealisierten oder diabolisierten Vergangenheit. Es kann die Zeit beliebig zusammendrücken oder ausdehnen.‘ Nicht um Erkenntnis geht es dem Gedächtnis, sondern um die Existenz: Während die Geschichte die Vergangenheit auf Distanz rückt und die Unterschiede sichtbar machen will, sucht das Gedächtnis die Vergangenheit in die Gegenwart zu ziehen, Gefühlsbeziehungen anzuknüpfen, die Distanz zu löschen. Die Geschichte, so der Historiker, sei eine Schule der Freiheit, das Gedächtnis eine nicht dem Verstand gehorchende Verbindung.“ (10)

Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen: nämlich in einer Mischung aus analytischem Denken und emphatischer Anteilnahme.

## IX

**E**rinnerungsarbeit, nun bezogen auf das Dritte Reich und seine Untaten, „die auch zukünftig demokratische Selbstlernprozesse anstoßen und begleiten will“, bedarf durchaus der Professionalisierung sowohl in geschichtswissenschaftlicher, museologischer, ausstellungspraktischer als auch pädagogischer Hinsicht. (So Volkhard Knigge, Direktor der Stiftung „Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau Dora.“) (11) Doch muss solche Fundierung in objektivem historischen und didaktischen

Wissen immer wieder auf humane Leidenschaft transzendieren: zu einem Funkenschlag führen, der aus der Reibung zwischen Wissen und Wollen entsteht und persönliche emotionale Betroffenheit entfacht.

Erinnerungskultur, so wiederum Knigge, darf nicht auf vordergründige Pietät reduziert werden. „Erinnerung als Pietät richtig verstanden, steht gegen die Hierarchisierung von Leid und wendet sich gegen dessen Instrumentalisierung. Erinnern dient aber auch der Prävention und muss deshalb empirisch gehaltvoll und seinem Charakter nach auf kritische Selbstreflexion – unter Einschluss der Gegenwart – angelegt sein. Nimmt man dies ernst, dann reicht es nicht, Leid zu beklagen, sondern dessen politische, kulturelle und gesellschaftliche Herstellung muss – auf Gegenhandeln hin – begriffen werden.“ Die Feststellung „Nie wieder!“ könnte sonst zu gut gemeinten, aber wirkungslosen Lippenbekenntnissen erodieren, in einem „Nicht-wieder-gleich!“ endend. Erinnerungskultur bedarf vielmehr einer aus existentieller Überzeugung heraus gespeisten Leidenschaft des Tuns.

„Ah, du schläfst schon? Wache gut auf, mein Freund!

Schon läuft der Strom in den Umzäunungen, und die Posten sind auf gestellt.“

Nein, schläft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind!

Seid mißtrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben für euch erwerben zu müssen!

Wacht darüber, daß eure Herzen nicht leer sind, wenn mit der Leere eurer Herzen gerechnet wird!

Tut das Unnutze, singt die Lieder, die man aus eurem Mund nicht erwartet!

Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!“  
(Günter Eich) (12)

Ob zum Beispiel das Holocaust-Mahnmal in Berlin ein „Aufwachen“ zur Trauerarbeit individuell wie kollektiv hervorzurufen vermag, ist zu bezweifeln. Monumentalisierung (2711 Betonstelen auf einem Grundstück von 19.000 Quadratmetern) kann Gedächtniskultur erdrücken, zumal der Architekt des Mahnmals Peter Eisenman von Symbolik nichts wissen will; aber wie soll ein Erinnern an eigentlich unvorstellbares Leid ohne Symbolik überhaupt geweckt werden? Und bedarf nicht Erinnerung als Erschütterung der Stille – statt einer urban-belebten Stadtge-

gend (mit ihren Banken, dem Hotel Adlon, der amerikanisch-französischen Botschaft und den Landesvertretungen in der Nähe)? „Eisenman hat seine Geisterstadt mitten in ein Berlin gesetzt, das ihr den Rücken zukehrt. Doch so tief sich der Boden auch senkt, man verliert die Stadt und ihre plumpen Gesten nicht aus den Augen. Vom Potsdamer Platz winkt Klein-Las-Vegas hinüber, und die zusammengewürfelten Landesvertretungen an den Ministergärten enthüllen das Fiktive unseres Föderalismus. Standard ist die Dachterrasse für Sektempfänge.“ (Patrick Bahners) (13)

Unbestritten ist jedoch, dass gesellschaftliche Gedächtniskultur ohne Lokalisierungen nicht auskommen kann: Topoi, da die Individuen in ihrem Erinnern sich mit der gemeinsamen, diskursiv zu entwickelnden gesellschaftlichen Gedächtniskultur verbinden. Da freilich ist das Holocaust-Mahnmal von einmaliger Bedeutsamkeit. „Europas politische Monumente stehen seit der Antike in der Tradition sinnstiftender Heldenverehrung. Die kriegerische Germania oberhalb von Rüdesheim und das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald erinnern an die ersten kulturpolitischen Versuche des Deutschen Reichs nach 1871, künstlerische Allegorien nationaler Gemeinsamkeit zu bauen. Es entstanden patriotisch überladene Ausflugsziele. Ein Zentraldenkmal, das in einer Hauptstadt an die nationale Schande oder ihre Opfer erinnert, hatte es weder in Deutschland noch anderswo gegeben. Ein Verbrechen vom Ausmaß des Holocaust allerdings auch nicht.“ (Michael Naumann) (14)

## X.

Die wichtigste kulturpolitische Aufgabe ist freilich, über Denkmäler hinaus, eine lebendige Kommunikationslandschaft zu schaffen und das schließt ein, dass der persönliche dialogische Austausch von Erinnerungen durch gespeicherte „Materialien“ (Bücher, Filme, Aufzeichnungen, Dokumente, Artefakte etc.) genügend Kristallisationspunkte erhält. Damit das Erinnerung in Gang setzende „Material“ Rezipienten findet, bedarf es der Vermittler (zum Beispiel der Pädagogen); sie dürfen sich nicht durch die weit verbreitete Gedächtnislosigkeit, Ergebnis sowohl kommerzieller, vor allem medialer als auch ideologischer Desensibilisierungs-Strategien, abschrecken lassen. Eine „schwierige Arbeit“:

„ungeduldig  
im namen der zufriedenen  
verzweifeln

geduldig  
im namen der verzweifelten  
an der verzweiflung zweifeln

ungeduldig geduldig  
im namen der unbelehrbaren  
lehren“ (Hans Magnus Enzensberger) (15)

## Anmerkungen:

1. *Wolf Peter Schnetz: Am Strand laufen Nachrichten ein von gesunkenen Schiffen. Bludenz 1993, S. 14.*
2. *Marcel Proust: Die wiedergefundene Zeit. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Siebter Teil. Frankfurt am Main 1984, S. 256 f.*
3. *Richard von Weizsäcker: Zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewalt Herrschaft. Bonn 1985, S. 1 ff.*
4. *Thomas Lau: Die Weizsäcker. In Volker Reinhardt (Hrsg.): Deutsche Familien. Historische Portraits von Bismarck bis Weizsäcker. München 2005, S. 308.*
5. *Friedrich Schiller: Sämtliche Werke. Hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert. Band 4. München, Wien 1976, S. 765 f.*
6. *Friedrich Schiller: Philosophische Schriften und Dichtungen. Berlin o. J., S. 141 f.*
7. *Harald Weinrich: Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens. München 2000, S. 8 f.*
8. *Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 2002, S. 11.*

9. *Zit. nach Ulrich Raulff: Marktwert der Erinnerung. Ein Historiker bekämpft den aktuellen Gedächtniskult. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.5.1998.*
10. *Ulrich Raulff: a. a. O.*
11. *Volkhard Knigge: Zur Gegenwart und Zukunft der Gedenkstättenarbeit in Deutschland. In: Kulturpolitische Mitteilungen, Heft 1/2005, S. 50 f.*
12. *Günter Eich: Träume. Berlin, Frankfurt am Main 1959, S. 190.*
13. *Patrick Babners: Denkt mal. Betreten geboten: Eisenmanns Werk ist jetzt Volkseigentum. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.5.2005.*
14. *Michael Naumann: Ohne Antwort, ohne Trost. In: Die Zeit, 4.5.2005.*
15. *Hans Magnus Enzensberger: schwierige arbeit. In: blindenschrift. Frankfurt am Main 1964, S. 58 f.*

# **Das kulturelle Gedächtnis und das Archiv oder Das Archiv - ein wach zu küssendes Dornröschen?**

Hermann Rumschöttel

**W**as ich sagen möchte, lässt sich in zwei Sätzen zusammenfassen:

1. Archive sind ein wesentlicher, unverzichtbarer Teil des kulturellen Gedächtnisses in dessen doppeltem Sinn (Aleida Assmann) als Speicher- und Funktionsgedächtnis.

2. Die daraus resultierende Notwendigkeit der Stärkung von Archiven muss mit einer aktiveren und kritischeren öffentlichen Wahrnehmung der Archive verbunden werden; Archivförderung und Archivkritik sind dabei zwei Seiten einer Medaille.

Theorie und Praxis der kulturellen Erinnerung, Geschichte, Gedächtnisinstitutionen und damit auch Archive haben eine Konjunktur, wie man sie sich für den ökonomischen Bereich wünschen würde. Diese Diskrepanz zweier konjunktureller Entwicklungen ist aber auch ein wichtiger Grund dafür, dass es eine unübersehbare Diskrepanz zwischen dem positiven Nachdenken und Sprechen über Archive einerseits und deren von organisatorischen, personellen und finanziellen Rahmenbedingungen abhängigen konkreten Handlungsmöglichkeiten andererseits gibt. Der erkannte und immer wieder betonte, seit den späten 80er Jahren des 20. Jahrhunderts durch die Archivgesetze des Bundes und aller Länder sogar rechtlich gestärkten Bedeutung der Archive entspricht nicht deren weithin sogar schrumpfende betriebswirtschaftliche Ausstattung.

Das muss vor allem deshalb zu archivfunktionalen Problemen führen, weil

- *erstens* der aktuelle Übergang vom Akten- zum digitalen Zeitalter komplizierte und aufwändige archivische Anpassungsprozesse erfordert:

Die neuen elektronischen Kulturtechniken prägen fast alle Lebensbereiche. Der Wechsel vom Informationsträger Papier zu digitalen Medien hat zur Folge, dass Archivierung mit den bisherigen organisatorischen Methoden und Werkzeugen nicht mehr ausgeführt werden kann. Seit langem arbeiten die Archive an den enormen Problemen, die sich bei der Erfassung, Bewertung, Übernahme, Erhaltung, Langzeitaufbewahrung, Erschließung und Nutzbarmachung dieser Unterlagen stellen. Sie bemühen sich darum, bei der Einführung von IT-Verfahren einbezogen zu werden, entwickeln Kataloge von Metadaten, die zusammen mit den Primärinformationen aufbewahrt werden müssen, arbeiten mit Informatikern zusammen und kümmern sich um die Schaffung der erforderlichen infrastrukturellen Voraussetzungen.

Längst aber sind noch nicht alle Probleme gelöst und es ist zu befürchten, dass derzeit die Sicherung einer authentischen historischen Überlieferung aus elektronischen Unterlagen nicht gewährleistet ist. Archivübergreifende Aktivitäten und Lösungen in Archivverbänden, wie es sie etwa bei audiovisuellen Unterlagen bereits gibt, gehören zu den intensiv diskutierten Perspektiven. Ohne archivische Initiativen und Interventionen auf diesem Sektor wird der Archivar eher früher als später ein musealer Betreuer historischer Bestände. Das Ende des Aktenzeitalters wäre dann das Ende lebender klassischer Archive.

- *zweitens* der Um- und Abbau der bürokratischen Verwaltungen bei den Archivträgern in den Archiven zu einer erheblichen Mehrbelastung führt; Archive gehören mit ihrer Verpflichtung zur Überlieferungssicherung zu den aktiven Werkzeugen, sozusagen zu den Subjekten der Verwaltungsreform:

Die öffentliche Verantwortung zieht sich zurück. Der fortschreitende Aufgabenabbau im öffentlichen Bereich, der Übergang traditionell staatlicher oder kommunaler Leistungen in private Hände hat erhebliche Auswirkungen auf die Erfassung, Sicherung und Zugänglichkeit der schriftlichen Überlieferung. Archivierung ist ein Kostenfaktor, der bei Rationalisierungen häufig rasch geopfert wird. Dabei handelt es sich um staatliche oder gesellschaftliche Segmente wie die Bahn, die Post, den Bergbau, die Forstverwaltung, vielleicht bald auch die Bau- und Vermes-

sungsverwaltung oder große Wirtschaftsbetriebe mit Unterlagen, die für Geschichtsforschung und Geschichtsbewusstsein unverzichtbar sind. Hier ist ein Archivnetzwerk gefordert, über das gleich gesprochen werden wird. Es müssen Strategien der Überlieferungssicherung entwickelt werden, durch die einerseits die bei der öffentlichen Aufgabenerledigung entstandenen Unterlagen in öffentliche Archive kommen und andererseits die Erhaltung und Zugänglichkeit der nicht-öffentlich erwachsenen Dokumente Förderung erfahren.

- *drittens* die fortschreitenden physischen Verfallsprozesse bei den klassischen Informationsträgern, insbesondere bei den Papieren seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach unaufschiebbaren Erhaltungsmaßnahmen verlangen und

- *viertens* die berechtigten und steigenden öffentlichen Dienstleistungs- und Transparenzforderungen Schwerpunktverlagerungen beim innerarchivischen Ressourceneinsatz zur Folge haben.

Ein Archiv soll aber nicht nur nützlich sein, sondern es auch bleiben. Deshalb spielt das heute oft gestörte Verhältnis von Input und Output eine zentrale Rolle. Bereitstellung, Vermittlung und Auswertung von Archivgut bleiben längerfristig nur möglich, wenn für Erfassung, Bewertung, Erschließung und Bestandserhaltung genügend Arbeitskapazität eingesetzt werden.

Grundsätzlich müssen die Archive auch in Zukunft Einrichtungen sein, in denen das klassische und traditionelle Archivgut aus vielen Jahrhunderten für die Kommunikation zwischen den Generationen aufbewahrt wird, und der Ort, wo die Kenntnis und das Verständnis der schriftlichen Überlieferung in der ihr vom frühen Mittelalter bis in unsere Zeit eigenen Form, also die Kultur der Urkunden und Akten, zuhause ist. Dazu gehört eine enge Verbindung zur historischen Forschung und dazu gehört zukünftig vermutlich auch, dass die Archivare sich wieder stärker an Forschung und Lehre im Bereich der Geschichtlichen Hilfswissenschaften, der Landesgeschichte oder der Rechtsgeschichte beteiligen. Eine Beschränkung auf bloßes Informationsmanagement wäre ein Art Selbstamputation.

Den Archivgesetzen ist ziemlich eindeutig zu entnehmen, was der Gesetzgeber - und damit wohl die Gesellschaft - von den öffentlichen

Archiven im wesentlichen erwartet. Sie sollen - so das Bayerische Archivgesetz - die ihnen zugeordneten Dienststellen bei der Verwaltung und Sicherung ihres Schriftguts mit dem Ziel der Rationalisierung beraten, sie sollen alle beim Archivträger anfallenden Unterlagen, die wegen ihrer Bedeutung dauernd aufbewahrendswürdig sind, erfassen, übernehmen, auf Dauer verwahren und sichern, erhalten, erschließen, nutzbar machen und auswerten. Sie sollen dies tun für die historisch-wissenschaftliche Forschung, zur Sicherung der rechtsstaatlich gebotenen Kontinuität der Verwaltung, für eine objektive historisch-politische Bildungsarbeit, für die Regional-, Lokal- und Familiengeschichtsforschung, zur Unterstützung des Bürgers bei rechtlicher Beweisnot, letztlich für jedermann.

Das alles lässt sich, wegen der Vielfalt der Erscheinungen, nicht ohne Einschränkungen auf die nichtstaatlichen Archive übertragen. Dennoch dürfte die folgende Zusammenfassung der traditionellen Kernaufgaben der Archive weithin Zustimmung finden, die von der Doppelfunktion der Archive als Produktionsfaktoren und Funktionsgedächtnisse ihrer Träger und als Kultur-, Wissenschafts- und Forschungsinstitutionen im Bereich der Speichergedächtnisse ausgeht: Sicherung der Überlieferungskontinuität durch eine entsprechende Auswahl bewahrenswerter Dokumente, also die aktive, aber objektive Gestaltung der archivalischen Überlieferung, die Beseitigung der redundanten und bedeutungslosen und die Ermittlung der relevanten Information sowie die physische Erhaltung der Dokumente; Erschließung mit Methoden, die dem Charakter des Archivguts entsprechen, also den Zusammenhang mit Herkunft und Entstehung - Kontext, Funktionen, Metadaten - nicht zerstören, ja ihn wiederherzustellen, wenn er zerstört worden ist; schließlich auswertend forschende sowie dem Archivträger und der Öffentlichkeit gegenüber wissensvermittelnde Aktivitäten.

Manuel Castells hat in seinem gewichtigen Werk über das Informationszeitalter die Metapher der Netzwerkgesellschaft in die Diskussion über einen zutreffenden Namen für unsere Zeit eingeführt. Die die Pluralisierung konstituierenden politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten beiden Jahrhunderte haben eine hoch differenzierte Archivlandschaft entstehen lassen, die längst nicht mehr nur aus staatlich-kommunalen, kirchlichen und Familienarchiven besteht. Archive der Wirtschaft, der Parlamente und politischen Parteien, wissenschaftlicher Institutionen und gesellschaftlicher Organisationen,

der Medien, von Stiftungen und Verbänden spiegeln in ihrer Vielfalt und schweren Überschaubarkeit die pluralisierte Gesellschaft. Um den Überlieferungs-zu-sammenhang zu wahren oder wieder herzustellen bedarf es der Vernetzung der Archive durch Information, Koordinierung und Kooperation. Der Netzwerkgesellschaft muss ein Archivnetzwerk entsprechen.

Trotz einer beeindruckenden Vielzahl archivischer Institutionen - das Internetportal „Archive in Bayern“ führt zu fast 1000 Archiven - bestehen immer noch erhebliche Probleme der Überlieferungssicherung. Kritisch ist es bei Institutionen, deren Bedeutung und Leistungsfähigkeit schrumpft - beispielsweise bei manchen kirchlichen Einrichtungen -, vor allem aber bei neu entstehenden, manchmal zwar einflussreichen, aber kurzlebigen gesellschaftlichen Organisationen, bei Bürgerinitiativen, Verbänden und Vereinen ausländischer Mitbürger, politischen Gruppierungen. Die Bindung der Archive an einen bestimmten Träger oder Halter gibt ihnen in erster Linie eine funktionale Zuständigkeit. Die disponiblen oder Sammlungsaktivitäten zielen meist lediglich auf eine „ergänzende Überlieferung“. Es ist eine Aufgabe des Archivnetzwerks, durch Absprache und Lastenverteilung nach Vollständigkeit der Überlieferung auch in einer pluralisierten Gesellschaft zu streben. Die betriebswirtschaftlich begründete Forderung nach einer archivischen Selbstbeschränkung auf die funktionale Zuständigkeit ist eine Engführung, die das Funktions- und Speichergedächtnis beschädigen.

Lothar Müller hat am 14. April 2005 in der Süddeutschen Zeitung unter der etwas reißerischen Überschrift „Archive und Affären“ dem Archiv eine Schlüsselrolle unter den Gedächtnisinstitutionen zugesprochen. Das verbindet er mit folgender, hier etwas ausführlich zu zitierender Kritik: „Wenn es einen Geist gibt, der über die Archive wacht, dann hat er bei der Irreführung des Publikums über den Ort, der ihm anvertraut ist, ganze Arbeit geleistet. Es ist ihm gelungen, den Staub zur Zentralmetapher der öffentlichen Wahrnehmung des Archivs zu machen. So erscheint es als Raum der Stille und nur gelegentlich unterbrochenen Ereignislosigkeit, in dem die vergehende Zeit den Großteil der Bestände mit einer grauen Schicht einhüllt (...). Hinter dem Staub, den es (das Archiv) dem Publikum in die Augen streut, verbirgt sich der dynamische Charakter des Archivs. Es maskiert sich als passiver Schauplatz der Überlieferung, um seine Rolle als ständig aktive graue Eminenz mit weitreichenden Ver-

bindungen in Recht, Politik, Literatur und Wissenschaften umso besser spielen zu können.“

Das suggeriert ein bewusst verdecktes Handeln der Archive. In Wirklichkeit bemühen sich diese seit geraumer Zeit fast prostituierend um eine intensivere Wahrnehmung von außen - in den Printmedien, durch archivwissenschaftliche Veranstaltungen, durch deutschlandweit organisierte Tage der offenen Tür, durch eine offene Diskussion im Internet.

Als Dienstleistungseinrichtungen für Verwaltung, Forschung und Öffentlichkeit verhalten sich die meisten Archive marktgerecht, orientieren ihre Arbeit am Bedarf und an den Wünschen potentieller Nutzer orientieren und bemühen sich um bestmögliche Angebote - von „Produkten“ ist heute meist die Rede -. Richtschnur ist hier das „wohlverstandene Interesse“ aller Benutzer. In der Wissensgesellschaft ist das, was man die „eingebaute Expertise“ nennt, entscheidender Faktor für die Qualität eines Produkts.

Mit archivwissenschaftlich abgesicherten Ordnungs- und Verzeichnungs-methoden erzeugen Archive intelligente Produkte, konventionell und digital, bei denen sie vielleicht zu sehr davon ausgehen, dass sie von jenen gefunden werden, für die sie hilfreich oder notwendig sind oder sein können. Bei der ständigen Evaluierung der Methoden und Praktiken sollten die Nutzer ein Mitspracherecht haben, zumindest wäre ihr Urteil zu berücksichtigen.

Der Bewertung („Was heben Archive auf, was werfen sie weg?“), also der Konzentration der Überlieferung, der Vermeidung von Redundanz kommt mit Blick auf das kulturelle Gedächtnis zentrale Bedeutung zu. Einige deutsche Rechnungshöfe, haben in jüngster Zeit die archivistische Überlieferungsbildung, nicht immer sonderlich kompetent, in Frage gestellt. Angeblich wird zu viel archiviert. Dabei sind die großen Leistungen der Archive bei der Verdichtung der Überlieferung aus dem Blick geraten. Die Archive müssen ihre lebendige, intensiv um Wirtschaftlichkeit bemühte Bewertungsdiskussion einer breiteren Öffentlichkeit verständlich machen und sich gleichzeitig Partner - in der Wissenschaft, in den Geschichts- und Heimatvereinen, in der Verwaltung, in der Politik - suchen, die mithelfen, den Verlust unersetzlichen Kulturguts zu verhindern.

Freilich, bei der Bewertung sind Forschung und Öffentlichkeit grundsätzlich ausgeschlossen, denn die gesetzlich normierte Bewertungskompetenz liegt beim Archivar. Die seit längerem intensiv und auf hohem Niveau geführte Bewertungsdiskussion polarisiert zu stark Positionen, die zumindest partiell auf unterschiedlichen Handlungsebenen angesiedelt sind - archivwissenschaftlich abgesichertes methodisches Vorgehen bei der Berücksichtigung der Zuständigkeit und Federführung sowie horizontaler oder vertikaler Parallelüberlieferung einerseits und der inhaltliche Bezug, das heißt der zeitgeschichtliche Dokumentationswert andererseits. Behördliche Funktion und Federführung beim kommunalen Aufgabenkomplex AWOohnraumbeschaffung für Flüchtlinge 1945-1955“ sind für die Bewertung wichtig, vielleicht entscheidend, aber erst, wenn dem Sachverhalt für die Dokumentation des Verwaltungshandelns der Kommune oder aus anderen zeitgeschichtlichen Gründen Archivwürdigkeit zukommt.

Ich möchte hier zwei kritische Fragen nicht unterdrücken. Bei der Beschäftigung mit der unübersichtlichen, gestörten oder nicht vorhandenen archivischen Überlieferung zur Zwangsarbeit in der NS-Zeit habe ich mich mit Blick auf die Vernichtung der Arbeitsamtsunterlagen gefragt, ob einige unserer von der Statistik geprägten Auswahlmethoden nicht mit der in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts unter dem Einfluss der empirischen Sozialwissenschaft dominant werdenden Geschichte als historischer Sozialwissenschaft zusammenhängen. Vielleicht sind wir dabei einen Weg der Geschichtswissenschaft mitgegangen, der in Strukturschluchten führte, in denen der einzelne Mensch verschwand. Poststrukturalismus und damit verbundener Methodenparallellismus könnten hier neue Überlegungen anstoßen, auch wenn uns die Drohkulisse geringer Magazinkapazitäten davor warnt.

Ein Zweites: Wir bewerten, kassieren, übernehmen, sammeln und bilden auf diesem Wege Überlieferung, weil daran ein öffentliches Interesse besteht - unter anderen deshalb, weil wir dadurch zeitgeschichtliche Forschung möglich machen und fördern. Bewertung berührt also zweifellos öffentliche Belange, ohne dass die Öffentlichkeit oder so genannte Träger öffentlicher Belange eine Mitwirkungsmöglichkeit hätten. Lediglich das geringe Interesse der Historiker an unserer lebhaften Bewertungsdiskussion hält mich davon ab, an dieser Stelle etwas über denkbare oder wünschenswerte Beteiligungsformen zu sagen. Aber es kann kein

Zweifel daran bestehen, dass Archive den Dialog mit der Wissenschaft brauchen, wenn sie durch Überlieferungsbildung zu historischer Transparenz gegenwärtigen Handelns den von ihnen gesetzlich erwarteten Beitrag leisten. Auf jeden Fall sind Bewertung und archivische Ordnung und Verzeichnung Aufgabenfelder, die naturgemäß nach „Archivkritik“ verlangen.

Lassen Sie mich am Ende zur eingangs angesprochenen Konjunkturlage bei den Gedächtnisinstitutionen zurückkehren. Viele Erklärungsversuche für den Geschichtsboom verbinden diesen mit der Globalisierung. Man suche nach stabilen historischen Identitäten, man setze mit Geschichte, Heimat und regionaler Vertrautheit einen Kontrapunkt zu Anonymität, Unüberschaubarkeit, Globalisierung, in den Stürmen der Zeit halte man sich an der Geschichte fest und erweitere mit der Vergangenheit die flüchtige Gegenwart. Das Näherrücken der Gegenwart an die Zukunft sei verbunden mit einem Näherrücken der Vergangenheit an die Gegenwart, weil diese selbst so schnell Vergangenheit wird. Vielleicht braucht man aber auch nur an das 2000 Jahre alte Diktum von Marcus Valerius Martialis zu denken: „Doppelt lebt, wer auch Vergangenes liebt.“

Wie auch immer. Das breite Geschichtsinteresse ist eine besondere Herausforderung für die Archive. Sie müssen den zum Teil nur ihnen möglichen Beitrag zu Geschichtsforschung, Befriedigung des Geschichtsinteresses und zur Förderung des Geschichtsbewusstseins leisten. Sie müssen sich als historische Dokumentations- und Informationszentren verstehen. Als „regionale Gedächtnisse“ haben sie zwar eine wichtige, ja einmalige Funktion, aber keine Monopolstellung. Ihre identitätsstiftende oder identitätsfördernde Wirkung ist umso stärker, je mehr sie in das regionale historisch-kulturelle Netzwerk eingebunden sind und dieses durch eigene Aktivitäten und Kooperation beleben.

Archive dürfen nicht nur passive Speichergedächtnisse sein, die die so genannte authentische Überlieferung verhältnismäßig objektiv sichern und die bei Bedarf für den Dialog zwischen den Generationen erst aktiviert und in das Funktionsgedächtnis transferiert, d.h. gleichsam wie Dornröschen wach geküsst werden müssen. Vor allem in den zum Teil gesetzlich normierten Aufgaben „Traditionsbildung“, „Zugänglichkeit“ und „Auswertung“ steckt ein Handlungs- und Gestaltungsspielraum,

der, von den Archiven auch im Sinne des sich täglich einmischenden Funktionsgedächtnisses genützt werden sollte und genützt wird. Die Öffentlichkeit sollte kontrollieren, wie die Archive dies tun.

## Anmerkungen und Literaturhinweise:

*Die hier in Vortragsform belassenen Ausführungen beruhen auf verschiedenen Veröffentlichungen des Autors:*

*Hermann Rumschöttel, Die Entwicklung der Archivwissenschaft als wissenschaftliche Disziplin.*

*In: Archivalische Zeitschrift 83, 2000, 1-21.*

*Ders., Paradigmenwechsel in Staat und Gesellschaft - Herausforderung und Antwort der Archive.*

*In: Carinthia 194, 2004, 61-68.*

*Ders., Tradition, Innovation und Perspektive. Die Archive in einer sich wandelnden Welt.*

*In: Archive in Bayern 1, 2003, 125-141.*

*Ders., Vernetzung als Aufgabe. Bayerns Archive auf dem Weg ins 21. Jahrhundert.*

*In: Konrad Ackermann - Hermann Rumschöttel (Hrsg.), Bayerische Geschichte - Landesgeschichte in Bayern. Festgabe für Alois Schmid zum 60. Geburtstag Bd. 1 (= Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 68, 2005), 135-145.*

## Wichtige weiterführende Literatur:

*Aleida Assmann, Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999.*

*Aleida Assmann - Dietrich Harth (Hrsg.), Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung (Fischer Wissenschaft. 10724), Frankfurt am Main 1991.*

Jan Assmann - Tonio Hölscher (Hrsg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1988.

Wolfgang Ernst, *Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung (Internationaler Merve-Diskurs. 243)*, Berlin 2002.

Michel Espagne - Katharina Middell - Matthias Middell, *Archiv und Gedächtnis. Studien zur interkulturellen Überlieferung (Deutsch-Französische Kulturbibliothek. 13)*, Leipzig 2000.

Eckhart G. Franz, *Archive*.

In: Michael Maurer (Hrsg.), *Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 6: Institutionen (Reclams Universal-Bibliothek. 17032)*, Stuttgart 2002, 166-213.

Hermann Lübbe, *Die Zukunft der Vergangenheit. Kommunikationsnetzverdichtung und das Archivwesen*.

In: *Die Archive am Beginn des 3. Jahrtausends - Archivarbeit zwischen Rationalisierungsdruck und Serviceerwartungen (Der Archivar. Beiband. 6)*, Siegburg 2002, 5-23.

Ders., *Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart*, Heidelberg 1992.

Manfred Osten, *Das geraubte Gedächtnis. Digitale Systems und die Zerstörung der Erinnerungskultur*, Frankfurt am Main 2004.

Nicolas Pethes - Jens Ruchatz (Hrsg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon (Rowohlt's Enzyklopädie. 55636)*, Reinbek bei Hamburg, 2001.

Hedwig Pompe - Leander Scholz (Hrsg.), *Archivprozesse: Die Kommunikation der Aufbewahrung (Mediologie. 5)*, Köln 2002.

Sven Spieker (Hrsg.), *Bürokratische Leidenschaften. Kultur- und Mediengeschichte im Archiv (copyrights. 13)*, Berlin 2004.

Cornelia Vismann, *Akten. Medientechnik und Recht (Fischer Taschenbuch. 14927)*, Frankfurt am Main 2000.

# **Kulturelles Gedächtnis und Migration; soziale Identitäten zwischen Kulturalisierung und Transnationalisierung**

Joana Breidenbach

Übermorgen, am 25. April, begehen die Australier wie jedes Jahr ihren höchsten nationalen Feiertag, den Anzac Day. Erinnert wird an eine tragische Niederlage, den das Australian and New Zealand Army Corps gegen das Osmanische Reich im 1. Weltkrieg erlitt und bei dem sich die Einheiten vom Mutterstaat Großbritannien im Stich gelassen fühlten. Die Niederlage markiert in der historischen Rückschau den Anfang des australischen Nationalbewußtseins, den Beginn einer eigenständigen australischen Identität. In diesen Wochen gedenken auch wir in Deutschland einem, für unser Selbstverständnis, ebenso elementarem Ereignis, der nun 60 Jahre zurückliegenden Kapitulation des Hitler Deutschlands. “Was und wie wir erinnern, ... das wird mit entscheiden über das, was aus uns wird”, bemerkte schon 1945 Karl Jaspers, ein Ausspruch der letzte Woche in einem Sonderheft der ZEIT über die Stunde Null aufgegriffen wurde: “Wir sind, was wir erinnern”.

Nun war ich letzten Monat in Sydney und während ich über den Campus der Uni ging oder im Bus durch die Stadt fuhr, fragte ich mich, für wen der Anzac Day wohl noch ein zentraler Gedenktag ist? An die 40% der Studenten auf dem Campus stammten aus der Volksrepublik China, im Bus war ich von kleinen Sprachinseln umgeben, neben mir unterhielten sich ein paar Freundinnen auf Mandarin, gegenüber flirtete ein Pärchen auf Griechisch, schräg hinten diskutierten ein paar Jugendliche auf Urdu. 23% der australischen Bevölkerung besteht aus Migranten, wobei die sich nur temporär im Lande befindenden Studenten aus Übersee gar nicht mitgezählt werden. Gegen diese Zahlen verblassen die 7,3 Millionen Migranten, d.h. 8,9% der deutschen Bevölkerung, die nicht hierzulande geboren wurden. Aber auch bei uns, die wir ganz im Ge-

genteil zu Australien, keine gezielte Einwanderungspolitik betreiben, ist die Tendenz steigend. Im Jahre 2010, so die Prognosen, werden in vielen deutschen Großstädten über 40% der Bewohner Migrationshintergrund haben. Die Niederlage am Anzac Day und der Holocaust werden in Zukunft für immer weniger Menschen im nationalen Territorium Australiens und Deutschlands eine gemeinsame Erinnerung darstellen.

Welche Auswirkungen hat Globalisierung und Migration auf das kulturelle Gedächtnis einer Nation? Und welche Strategien und Praktiken kennzeichnen das kulturelle Gedächtnis von Migranten, deren Lebenswelt sich von der vorangegangener Migrantengenerationen in sehr wesentlichen Punkten unterscheidet? Das sind die Fragen die mich hier beschäftigen werden und die ich anhand von vier Thesen skizzenhaft beantworten möchte.

## 1. These

**D**ie Nation war lange Zeit der maßgebliche Rahmen des kulturellen Gedächtnisses einer Gemeinschaft, der meistens nicht hinterfragt wurde.

Im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts ist die Nation zur zentralen Einheit des offiziellen kulturellen Gedächtnisses geworden und Staaten waren erfolgreich in ihren Bemühungen sowohl Hochkultur als auch Alltagskultur zu nationalisieren. Was am Anfang ein gigantischer Do-It-Yourself Baukasten war, aus dem jede Nation sich essentielle Bestandteile wie Flagge, Hymne, eine gemeinsame Geschichte und eine standardisierte Sprache zusammensuchte, wurde mit der Zeit durch das staatliche Schulsystem und Massenmedien im nationalen Raum verbreitete. Diese anfangs oft auf „Erfindungen“ basierte Nationalkultur (die die Weltsicht und Praktiken einer bestimmten Gesellschaftsgruppe, der männlichen Mittelklasse, als “nationale Kultur” re-launchte) wurde mit der Zeit als “natürlich” angesehen und selten hinterfragt.

Neben dieser offiziell anerkannten und in Baudenkmalern, Museen, Geschichtsbüchern oder TV-Specials vergegenwärtigten nationalen Kultur gibt es natürlich auch ein wesentlich informelleres Teilen im nationalen Raum. Das gemeinsame kulturelle Inventar einer Gemeinschaft verbirgt sich oft in völlig unspektakulären Alltagspraktiken, die einem

erst aus der Distanz heraus bewußt werden. Dabei kann es sich sowohl um die Art und Weise, wie man Wäsche in die Waschmaschine steckt handeln (in Frankreich von oben, in Deutschland von vorn), als auch wie Kindergeburtstage gefeiert werden (in der Internationalen Schule meiner Kinder beobachte ich, daß beispielsweise koreanische Kinder meist die ganze Schulklasse zu Kindergeburtstagen einladen, während die muttersprachlich deutschen Kinder mit einer Gruppe ausgewählter Freunde feiern).

## 2. These

**I**m Zuge der Globalisierung vervielfältigt sich das verfügbare kulturelle Inventar an jedem einzelnen Ort. Zugleich teilen immer weniger Menschen an einem einzelnen Ort das gleiche kulturelle Inventar.

Globalisierte Finanz- und Warenmärkte, weltweite Medienstrukturen und Migrantenströme gehen mit einer weltweiten Verbreitung neuer Waren, Medien, Ideen, Institutionen und kulturellen Praktiken einher. Wie wir aus der ethnologischen Forschung wissen, mündet diese Entwicklung jedoch nicht in einer massiven Kulturschmelze. Menschen weltweit verstehen vielmehr, Fremdes dazu zu benutzen, "mehr wie sie selbst zu werden" (Marshall Sahlins), d.h. sie integrieren neue Einflüsse auf höchst unterschiedliche Weise in ihre eigene Lebenswelt und schaffen damit eine neue kulturelle Vielfalt. Die Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Fremden verändern sich, kreolisierte oder hybride Kulturformen entstehen. Im Zuge dieser Ausdifferenzierung sind individuelle und kollektive Identitäten und Lebenswelten heute oft komplexer und widersprüchlicher als früher.

Eine Vielzahl neuer geographischer Rahmen, unter- und überhalb der Nation, gewinnen somit für das kulturelle Gedächtnis an Bedeutung:

### Globale Ebene:

Viele unserer Erfahrungen sind heute Teil eines kulturellen Gedächtnisses der Menschheit. Ereignisse wie die Weltkriege oder die Mondlandung, der Fall der Berliner Mauer, der Tod von Papst Johannes Paul II,

ebenso wie von Lady Diana, bilden eine weltumspannende, gemeinsame Matrix, vor deren Hintergrund sich Menschen zueinander in Bezug setzen können. Zu diesem gemeinsamen kulturellen Inventar gehören auch globale Gefahren wie die atomare Bedrohung, Aids oder Umweltverschmutzung und global verbreitete Konzepte wie die Menschenrechte oder nachhaltige Entwicklung. Zunehmend verlieren geographische Wurzeln gegenüber weltweit verbreiteten Interessen und Gemeinsamkeiten an Bedeutung. Ein tangotanzender Deutscher oder eine Akupunktur-praktizierende Ärztin können mehr Gemeinsamkeiten mit einem Argentinier, einem Chinesen oder einer Amerikanerin haben, die vergleichbare Ausbildungen und ähnlich gelagerte Interessen haben, als mit ihren Wohnungsnachbarn.

## Supranationale, regionale Ebene:

Zugleich erleben wir, parallel zur wirtschaftlichen Regionalisierung, eine kulturelle Regionalisierung. Politiker und Intellektuelle in so unterschiedlichen Staaten wie Malaysia, Singapur und der Volksrepublik China propagieren seit einiger Zeit die sogenannten “asiatischen Werte”, u.a. in den Lehrplänen der Schulen, als ein Gegengewicht zu den, als negativ angesehenen, westlichen Werten. Auch in Europa schreitet die Europäisierung der Kultur voran und die bewußte Stärkung der europäischen Identität äußert sich u.a. in der Etablierung europäischer Reiserouten und Touristikangebote, die nationale Erinnerung in den Hintergrund und europäische Gemeinsamkeiten in den Vordergrund stellen.

## Städtische Ebene:

Im Zuge der Globalisierung gewinnen auch lokale Partikularismen immer mehr an Bedeutung. Um sich voneinander abzugrenzen sind Regionen und Städte gezwungen sich schärfere, deutlich voneinander abgegrenzte Identitäten zu verleihen. Nirgendwo sieht man das so gut wie im Tourismus. Um sich auf dem weltweiten Markt der Tourismusdestinationen zu behaupten, legen sich Regionen und Städte ganz bestimmte Markenimages zu: so wurde auf der letzten Internationalen Tourismusbörse in Berlin, Hessen zum “Tagungsland”, Zhongdian, im südchinesischen

Yunnan, hatte sich offiziell den werbewirksamen Namen Xianggelila (“Shangri-La”) zugelegt und die koreanische Stadt Suwon warb mit dem Beinamen “Stadt des Respekts gegenüber den Eltern”.

### 3. These

**E**ine Vielzahl neuer kollektiver Identitäten berufen sich im Kampf um Anerkennung, Rechte und finanzielle Förderung auf ihre kulturellen Eigenarten. Um sich einer größeren Öffentlichkeit gegenüber darzustellen und die eigene kulturelle Erneuerung voranzutreiben, bedienen sich viele Minderheiten gerade der Neuen Medien.

Die Bevölkerung der nordamerikanischen Indianer wuchs zwischen 1970 und 1980 von 700.000 auf 1.4 Millionen an. Das ist nun nicht die Folge rapiden Bevölkerungswachstums, sondern folgt aus der Tatsache, daß sich immer mehr Amerikaner zu ihrer indianischen Identität bekennen. Gerade infolge der zunehmenden Vernetzung sind in den letzten 3 Jahrzehnten weltweit eine Vielzahl neuer kollektiver Identitäten entstanden, die sich im Kampf um Anerkennung, Rechte und finanzielle Förderung auf ihre kulturellen Eigenarten berufen und aktiv das kulturelle Gedächtnis ihrer Gruppen fördern.

Websites stellen eine begehrte und effiziente Form dar, sich sowohl der eigenen Gruppe gegenüber als auch der Weltgemeinschaft zu präsentieren. Programmierer haben begonnen für die Minderheitensprachen eigene Schriftzeichen zu entwickeln. So können Fonts, Lernprogramme und Wörterbücher der Mon, Maori oder Maya kostenlos heruntergeladen und genutzt werden. Die Lernangebote im Netz führen in einigen Fällen sogar zur Revitalisierung bedrohter Sprachen. Das hawaiianische Mailbox-Projekt Leoki weckte das Interesse des Nachwuchses am beinahe ausgestorbenen Ka ‘ōlelo Hawai‘i. Mit Hilfe von Online-Projekten und Sprachsoftware gelang es hawaiianische Aktivisten die Sprache nach 90 Jahren Verbot wieder soweit zu verbreiten, dass heute an einigen Schulen des Inselstaats Hawaiianisch als Unterrichtssprache gewählt werden kann.

Auch in Deutschland können wir sehen, wie Minderheiten das Netz zur kulturellen Erneuerung und als Verankerung des kulturellen Gedächtnisses nutzen. Ein Beispiel, stellvertretend für viele:

Der Ethnologe Martin Sökefeld hat sich mit der virtuellen Selbstdarstellung der Aleviten beschäftigt, einer aus Anatolien stammenden Kultur- und Glaubensgemeinschaft, die in der Türkei lange unterdrückt war. Viele Aleviten assimilierten sich und nach der massiven Landflucht in den 1940er Jahren und dem Exodus vieler Anatolier nach Deutschland in den 1960er und 70er Jahren, brachen die Gemeinschaften auseinander. Zahlreiche der jüngeren Aleviten schlossen sich dem Marxismus an und ihre Traditionen gerieten in der Türkei und in Deutschland, wo Aleviten zwischen 11 und 30% der türkischen Bevölkerung ausmachen, in Vergessenheit. Im ideologischen Vakuum nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Staaten, begannen viele Aleviten sich jedoch wieder mit ihren kulturellen Wurzeln zu beschäftigen. In der Türkei konnten sie sich erstmals auch, dem Vorbild der Kurden folgend, als bedrohte Minderheit öffentlich präsentieren. Insbesondere die in der (deutschen) Diaspora lebenden Aleviten fingen 1996 an, im Internet auf sich aufmerksam zu machen. Gibt man heute das Stichwort "Aleviten" bei Google ein und beschränkt sich auf in Deutschland gehostete Seiten erhält man immerhin 10.800 Hits.

Die Sites, sowohl von einzelnen Aleviten, als auch von Kulturvereinen, geben einen Überblick über die historischen Wurzeln des Alevitentums und berichten über den Kampf um kulturelle Anerkennung innerhalb der Türkei. Übergriffe auf die dortigen alevitischen Gemeinschaften werden ebenso veröffentlicht wie Biographien bedeutender religiöser Autoritäten, Gedichte und Artikel über traditionelle Musikinstrumente.

Viele Webseiten indigener und/oder unterdrückter Minderheiten präsentieren eine willkommene Möglichkeit sich selbst der Welt zu präsentieren. Anders als in den meisten herkömmlichen Medien – Zeitschriften, Fernsehen oder Museumsausstellungen – in denen Dritte Minderheiten repräsentieren, zeichnen sich diese im Netz oft selbst für die Inhalte verantwortlich. Dennoch stellt sich die Frage, wer hier für wen spricht. Mit dem richtigen kulturellen Kapital und rudimentären Programmieretechniken ausgestattet, kann jeder für sich beanspruchen, eine Gruppe zu repräsentieren.

Und hier stoßen wir an einen wichtigen Punkt: Denn was auf den ersten Blick als eine willkommene Möglichkeit erscheint, einer breiten Palette von Gruppen das Ausleben ihrer kulturellen Besonderheiten und die Pflege ihres kulturellen Gedächtnisses zu ermöglichen, birgt eine Reihe von Gefahren, die wir auch ganz konkret im multikulturellen Diskurs in Deutschland beobachten können.

Denn um in der Öffentlichkeit gehört zu werden sind Gruppen gezwungen sich ein öffentliches Erscheinungsbild zu geben. Im Zuge der Ideologie des Multikulturalismus nimmt diese Selbstdarstellung von kulturellen Minderheiten eine sehr spezifische Form an. Real-existierende Unterschiede zwischen Gruppen werden auf ein paar standardisierte Dimensionen reduziert. Jede Gruppe muß eine gemeinsame Geschichte, eine kollektive Biographie, eine gemeinsame Sprache, identifizierbare Werte und Rituale haben, die sie von anderen Gruppen absetzen und die man der Mehrheitsbevölkerung erzählen kann. Es gibt sogenannte "Strukturen gemeinsamer Unterschiede" (Richard Wilk), die dafür sorgen, daß wir zwar nicht alle gleich werden, wir aber unsere Unterschiede auf eine Art und Weise organisieren und präsentieren, die einander ähneln und daher allgemein verständlich ist.

Diese standardisierte Organisation von Pluralität birgt die Gefahr eines essentialistischen Kulturverständnisses. Kulturelle Vielfalt wird oft verstanden als ein buntes Mosaik, wobei die deutlich voneinander abgetrennten Steinchen die Kulturen sind. Auch in Deutschland hört man allorts, daß eine Kultur auf die andere trifft. Aber Kulturen treffen nicht aufeinander, sondern Menschen, die unter anderem auch von Kultur geprägt sind. Jedoch nicht nur von ihrer Herkunftskultur, sondern von der Vielzahl von kulturellen Dynamiken und Einflüssen, die ich in meiner zweiten These angedeutet habe.

Wir sind hier mit einem sehr realen Dilemma konfrontiert: auf der einen Seite schickt unsere politische Kultur Gruppen, die keine sichtbare, griffige Identität haben, ins politische Aus. Andererseits droht die oft praktizierte standardisierte Selbstdarstellung, das kulturelle Gedächtnis der Minderheiten in einem essentialistischen Oberflächenrealismus zu ersticken und die de facto bestehende interne Heterogenität der Gruppe auszublenden. Essentialistische Äußerungen wie "es ist Teil der chinesischen Kultur Autoritäten zu respektieren" oder "Feminismus ist in-

dischen Frauen fremd” verschleiern einen enormen Machtmißbrauch im Namen von “Kultur”. Genau wie während der Nationalisierung von Kultur bestimmte Gesellschaftsgruppen ihre Werte und Praktiken verallgemeinern konnten, so sehen wir heute die gleichen Homogenisierungsbestrebungen innerhalb von Minderheiten. Dabei drohen die Stimmen von Frauen und Kindern, Kulturwandel, Generations- und Geschlechterkonflikte, die in der Mehrheitsgesellschaft ebenso vorhanden sind, wie unter Minderheiten, unter den Tisch gekehrt zu werden.

#### 4. These

**D**as kulturelle Gedächtnis ist zunehmend deterritorialisieret, d.h. es ist nicht mehr an konkrete Orte und territoriale politische Einheiten gebunden, sondern oft transnational. Im Zuge dieser Transnationalisierung erhalten Städte eine neue Bedeutung für das kulturelle Gedächtnis.

Lassen Sie mich zuerst kurz ausführen, was ich unter Transnationalisierung verstehe. Damit meine ich nicht eine Internationalisierung, oder eine Entwicklung bei der die Nation an Bedeutung für ihre Bürger verliert. Im Gegenteil, wir erleben gerade, daß viele Nation sich neu erfinden und zwar als Gebilde, die nicht mehr primär an ein Territorium gebunden sind, sondern auch die Bürger einbeziehen, die als Migranten weltweit verstreut leben.

Im Gegensatz zu früheren Migrantengenerationen, die nach gewisser Zeit nur noch eine symbolische Beziehung zu ihrem Herkunftsland pflegten und nach einiger Zeit Sprache und Tischmanieren ihres neuen Wohnorts übernahmen, sind heute viele Migranten transnational, d.h. sie sind in ihrem Herkunftsland als auch an ihrem jeweiligen Wohnort verankert. Ihre sozialen, wirtschaftlichen, religiösen oder politischen Beziehungen und Aktivitäten reichen über nationale Grenzen hinweg. Zum Teil fördern Staaten wie die Volksrepublik China oder Mexiko diese mehrfache Verankerung auch aktiv, zum einen um Investments der Bürger in Übersee in die einheimische Wirtschaft zu kanalisieren, zum anderen um ihren politischen Einfluß zu erweitern. Für Migranten wiederum läßt die instabile globale Wirtschaftslage, sowie der vielerorts herrschende Rassismus eine mehrfache Verankerung sinnvoll erscheinen. Sie er-

möglicht es ihnen die Regelungen von Staaten, die für sie vorteilhaft sind auszunutzen und andere zu umgehen. Auf diese Weise sind Migranten auch nicht mehr darauf angewiesen kulturelles Kapital an ihrem neuen Wohnort anzusammeln, sondern können sich mit unterschiedlichen Wahrheits- und Machtregimen identifizieren, die mit jeweils anderen Verhaltensformen einhergehen.

Zu den beiden Orientierungspunkten, neuer Wohnort und Herkunftsort, gesellt sich oft noch ein dritter: die transnationale, ethnische Gemeinschaft. Viele Migrantengemeinschaften, wie die chinesischen, türkischen, mexikanischen oder philippinischen sind durch ein dichtes Netz aus Printmedien, Satelliten-TV, Internetseiten, Migrantenorganisationen und persönlichen Beziehungen miteinander verbunden.

In Folge dieser Entwicklungen ist auch das kulturelle Gedächtnis vieler Migrantengemeinschaften transnational, d.h. es ist zwar an die Nation, nicht aber an dessen Territorium, gebunden. Am neuen Wohnort ist der Hauptbezugspunkt der transnational orientierten Migranten nicht der Nationalstaat – dieser würde in direkter Konkurrenz zu dem Zugehörigkeitsgefühl mit dem Herkunftstaat stehen – sondern der urbane Raum. Wie aus vielen Untersuchungen hervorgeht, identifiziert sich die Mehrzahl der Migranten mit ihrem konkreten neuen Wohnort. Migranten entwickeln lokale Identitäten und haben konkrete Interessen an lokaler Politik.

Nehmen wir die 11.000 chinesischen Migranten in Budapest, die alle seit innerhalb des letzten Jahrzehnts nach Ungarn eingewandert sind. Sie zeichnen sich durch eine extreme Mobilität aus, pendeln zwischen Ungarn, der Volksrepublik China und diversen anderen Staaten hin und her. Ihr wesentliches Interesse am neuen Wohnort gilt der Budapester Stadtpolitik, über die sie, in den relevanten Bereichen, sehr gut informiert sind. Wenn zum Beispiel neue Regeln für den Vier-Tiger Markt (den die Ungarn unter dem Namen Jozsefvarosi kennen) eingeführt werden und auf dem die Migranten aus China importierte Kleidungsstücke, Schuhe, Elektrowaren und Plüschtiere verkaufen, verfolgen das die Migranten mit Argusaugen. Ungünstige Regulierungen auf diesem einen Markt können zum völligen Umleiten von Migrationsströmen führen, die dann alternativ beispielsweise in der Tschechischen Republik oder Kamerun landen.

Was folgt daraus fürs kulturelle Gedächtnis? Der Politologe Rainer Bauböck fordert für Migranten, die nicht die deutsche Staatsbürgerschaft haben, sondern nur den Aufenthaltsstatus, stärkere politische Partizipationsrechte auf der lokalen Ebene, ein “local citizenship”. Parallel dazu würde ich schlußfolgern, daß gerade die städtische Kulturpolitik der relevante Rahmen für die Pflege des kulturellen Gedächtnisses von Migrantengruppen ist und das dieses hier verankert werden sollte.

Migranten haben ein ausgeprägtes Interesse ihre Erfahrungen darzustellen und zu vermitteln. Oft spielen populärkulturelle Medien wie Fernsehen, Zeitungen oder Websites dabei jedoch eine wesentlich größere Bedeutung als Museen oder Bibliotheken. Zudem richtet sich in dem oben skizzierten transnationalen Umfeld diese Gedächtnisarbeit zunehmend zuerst an die eigene Gemeinschaft. So produzierten die chinesischen Migranten in Ungarn eine Seifenoper “Gelbe Sonne über der Donau”, in der ihre Erlebnisse in Budapest verarbeitet werden und über Satelliten-TV an eine weltweite chinesische Zuschauerschaft ausgestrahlt wurden. Auch die ca. 11 chinesisch-sprachigen Wochenzeitungen, die in Budapest produziert werden, bestehen aus einer bunten Mischung aus in Ungarn geschriebenen Berichten, offiziellen Nachrichten der Volksrepublik China und anderen, in der globalen öffentlichen Sphäre der Auslandschinesen zirkulierenden Artikeln. Ebenso werden die Artikel der ungarischen Chinesen auch von chinesischen Medien auf den Philippinen oder in Kanada abgedruckt.

## Ausblick

Der territorial definierte Nationalstaat, lange Zeit Hauptreferenzpunkt für die politische Partizipation und das kulturelle Gedächtnis, hat substantiell an Bedeutung verloren. Statt dessen erleben wir eine Vervielfältigung der relevanten geographischen Räume. Virtuellen, transnationalen und urbanen Räumen kommt eine neue Schlüsselfunktion für die Verankerung und Pflege des kulturellen Gedächtnisses zu. Eine der großen Herausforderungen für kommunale Kulturarbeit liegt darin, eine “interkulturelle Öffnung” vorzunehmen, die diesen neuen Dynamiken gerecht wird. Um ein eindimensionales Kulturverständnis und die Essentialisierung von kulturellen Unterschieden zu vermeiden, müssen Migranten dabei als strategisch handelnde Akteure wahrgenommen werden,

für deren Selbstverständnis und Lebenspraxis eine Vielzahl von Ebenen und Bezugspunkten relevant sind.

Was aber bedeutet die Ausdifferenzierung der deutschen Gesellschaft für unser nationales Selbstverständnis und kulturelles Gedächtnis? Nazi-Deutschland und der Holocaust sind unverrückbarer Bestandteil des deutschen kulturellen Gedächtnis und sie werden dies in sich verändernder Form auch für die Zukunft bleiben. Ebenso verständlich ist, das sich z.B. Bürger mit türkischem Migrationshintergrund nicht damit identifizieren. Aber sie haben ihre eigene geschichtlichen Ereignisse, wie z.B. den Genozid an den Armeniern 1915, der sich am morgigen 24. April zum 90. Mal jährt, und dessen Aufarbeitung erst jetzt – getrieben auch durch Diskussionen aus dem Ausland – anfängt. Wenn man spekuliert, wie sich das kulturelle Gedächtnis entwickelt, kann ich mir vorstellen, das sich als gemeinsames Thema die Aufarbeitung der Vergangenheit an sich, herauskristallisiert. Ich würde mir wünschen, daß sich ein kulturvergleichendes Bewußtsein entwickelt, ohne das dadurch die einzelnen spezifischen, geschichtlichen Ereignisse ausgelöscht werden. Und in dieser Entwicklung – wenn innerhalb eines politischen Raumes die unterschiedlichsten, spezifischen geschichtlichen Ereignisse vor einem gemeinsamen Hintergrund betrachtet werden, besteht auch die Chance eines gesellschaftlichen Lernens auf der Metaebene.



# **Gespeichert, das heißt vergessen – moderne Speichertechnologien, Aufbewahrungspraktiken und ihre gesellschaftlichen Implikationen**

Manfred Osten

## I

Lassen Sie mich mit einem Langzeit-Programm beginnen, das auf besonders bizarre Weise kontrastiert zu jener digital-gestützten „Kultur des Vergessens“, das Jan Assmann als symptomatisch für die postmoderne Gesellschaft dingfest gemacht hat. Ich meine jene Verse aus dem West-östlichen Divan, mit denen Goethe schon vor rund 200 Jahren der rapiden Erosion des kulturellen Gedächtnisses zu begegnen versuchte: „Wer nicht von dreitausend Jahren / sich weiß Rechenschaft zu geben, / mag im Dunkeln unerfahren / von Tag zu Tage leben.“

Goethe hat früh am Beispiel des Vergangenheits Hasses der Französischen Revolution und der nachfolgenden Säkularisation bemerkt, dass das kulturelle Gedächtnis sich im Umbau befand und wir nach seiner eigenen Definition „nur deshalb keine Barbaren sind, weil sich noch Goethe hat früh am Beispiel des Vergangenheits Hasses der Französischen Revolution und der nachfolgenden Reste des Altertums unter uns befinden“. Hiervon kann heute nicht mehr die Rede sein in einer Zeit, in der derjenige bereits Historiker ist, der die Tageszeitung von gestern gelesen hat. Die Inflation der Zeitungen und Journale und deren zunehmende Dominanz als Speicher-Medium für ein nur noch „von Tag zu Tage“ lebendes Kurzzeitgedächtnis war bereits Goethe bekannt. Er ahnte die Folgen dieses rapide sich verkürzenden Gedächtnisses und hat sie auf die Formel gebracht: „Nichts entsetzlicheres als tätige Unwissenheit“. Eine „Unwissenheit“, die verschränkt ist mit einem beginnenden

Paradigmenwechsel des Bildungsbegriffs. Bildung als gedächtnisgestützte Urteilskraft verwandelte sich bereits im 19. Jahrhundert zunehmend in Ausbildung im Sinne eines raschen Herkunfts- und gedächtnislosen Erwerbs von Zukunftskompetenz im Zeichen jenes „nationalökonomischen Dogmas“, das Nietzsche 1872 dann in seinen Vorlesungen zur „Zukunft unserer Bildungsanstalten“ als Ursache des Elends der modernen Erziehung bezeichnen wird. Soweit Bildung noch gedächtnisorientierte Inhalte vermittelte, zielte sie jedenfalls nicht auf Bildung der Persönlichkeit, sondern auf die zusammenhanglose oder nur noch berufsorientierte Anhäufung von Wissen. Hinzu kam die Verkürzung des historischen Bewußtseins im Sinne der Romantik auf die nationale Geschichte mit der fatalen Folge der Reichsgründung 1871 auf den Bajonetten des Militärs im Spiegelsaal von Versailles. Den Gang des erodierenden kulturellen Gedächtnisses in Richtung Barbarei hatte bereits Grillparzer 1848 beschrieben mit den Worten: „Der neuere gang der Bildung geht von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität.“

Die barbarischen Traditions- und Gedächtnisbrüche der beiden Weltkriege, der Bücherverbrennung von 1933 und der Liquidation der bürgerlichen Gedächtniskultur in der Folge der 68-er Revolte sind bekannt. Hinzu kommt das historische Kurzzeitgedächtnis mit dem Jahr 1945 als „Stunde Null“ und der zunehmende Legitimationsdruck aller gedächtnisgestützten Phänomene und der zugehörigen Institutionen (Geisteswissenschaften, Kultur, Humanität, Gemeinnsinn, Religion, Sekundärtugenden etc.) vor dem globalökonomischen Richterstuhl einer zur Ideologie geronnenen Betriebswirtschaftslehre rein monetärer Kosten-Leistungsrechnungen.

Die damit verbundenen erosionsartigen Transformation des kulturellen, nationalen und individuellen Gedächtnisses wird begleitet und gefördert durch eine Transformation nicht nur der Gedächtnisinhalte, sondern der Speicher des Gedächtnisses im Sinne einer zunehmenden Verkürzung der Halbwertszeit der gespeicherten Memorabilien. Es soll vor diesem Hintergrund vor allem der Frage der Halbwertszeit digitaler Speicher nachgegangen werden.: Welche Halbwertszeit haben diese Speicher? Triumphiert inzwischen die digitale Hardware, mit der wachsenden Versuchung für den Menschen, sein eigenes Gedächtnis auszulagern auf fragile, papierlose Speicher. Mit dem Ergebnis: Gespeichert, das heißt vergessen? Wer sind die Archivare? Wie bestimmen die digitalen Be-

triebssysteme die Art des Erinnerns, den Horizont der Möglichkeiten des Gedächtnisses?

## II

In seiner Analyse der „Gegenwartsvergessenheit“ betont Wolfgang Hagen, daß Presse, Radio und Fernsehen vor allem nicht auf die Dauerhaftigkeit einer Speicherung Bezug nehmen. Er gelangt hierbei zu dem Schluß: „Die Gegenwartsfixierung einer pressemaschinellen und elektronischen Kommunikationstechnologie, die auf der Stipulierung von Individualkonsum gründet, ist gegenüber Vergangenheit indifferent und macht in Bezug auf die Zukunft blind.“<sup>1</sup>

Womit sich die Frage stellt, ob Ähnliches auch für das digital gespeicherte Gedächtnis gilt.

Das Verhältnis von vergänglichlicher und dauerhafter Erinnerungsspur ist inzwischen sogar zu einem Thema globaler Natur avanciert. Die Rede ist vom bereits Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ins Leben gerufenen UNESCO-Programm „Memory of the World“, jenem Programm für das kollektive Weltgedächtnis, in das bedeutende Dokumente in Schrift, Ton, Bild und Film in ein Weltregister aufgenommen werden mit dem Ziel, sie digital im Internet zu präsentieren („preservation and access“). Ein Programm also, das erstmalig global die Frage nach dem dauerhaften Gedächtnis zur Diskussion stellt, und zwar im Hinblick auf Dokumente, die auf der Weltkala als erinnerungswürdig deklariert werden können.

Mit der paradoxen Problemstellung, daß ausgerechnet die Memorabilien des kollektiven Langzeitgedächtnisses einem global verfügbaren Speichermedium mit technisch bedingtem Kurzzeit-Gedächtnis anvertraut werden sollen. Joachim-Felix Leonhard hat diesen Sachverhalt beschrieben mit den Worten: „Bei kaum einem Bereich, der sich mit Kulturerbe und Bewertungen befasst, ist deshalb die Frage so virulent, wer denn heute – im Zeitalter digitaler Kommunikation und nicht geklärter Langzeitarchivierung zwecks künftiger Verfügbarkeit – entscheidet, an was wir uns morgen erinnern werden. ... Es ist, als ob eine imaginäre Invasion aus der Galaxis stattfände und uns vor die Robinsonfrage stellte. So

wie einst Noah befragt wurde, welche Werte und Gegenstände wichtig erschienen und – in notwendiger Beschränkung bzw. Selektion – in ein kleines Boot, eine Art virtuelle Arche, zu legen seien. Die Fragesteller ließen uns – sagen wir – wenige Vorschläge frei, die aber wohl bedacht sein wollten. Was nichts anderes bedeutet, als asketisch und selektiv bewertend einen Gang durch die Geschichte der Dokumente, die Dokumente der Geschichte, anzutreten. In ‚Memory of the World‘ sollen nämlich die wenigen Dokumente aller Länder digitalisiert und über Server der UNESCO im Netzwerk bereitgestellt, d.h. verbreitet werden.<sup>42</sup> Sicher ist jedenfalls, dass das bislang in Büchern und Bibliotheken einigermaßen dauerhaft materialisierte kulturelle Gedächtnis schon jetzt bestimmt wird durch das ständig sich beschleunigende Innovationstempo der digitalen Systeme. Hans Magnus Enzensberger hat dieses Gespenst beschrieben mit den Worten: „Das rasante Innovationstempo hat nämlich zur Folge, daß die Halbwertszeit der Speichermedien sinkt. Die National Archives in Washington sind nicht mehr in der Lage, elektronische Aufzeichnungen aus den sechziger und siebziger Jahren zu lesen. Die Geräte, die dazu nötig wären, sind längst ausgestorben. Spezialisten, die die Daten auf aktuelle Formate konvertieren könnten, sind rar und teuer, so daß der größte Teil des Materials als verloren gelten muß. Offenbar verfügen die neuen Medien nur über ein technisch begrenztes Kurzzeitgedächtnis. Die kulturellen Implikationen dieser Tatsache sind bisher noch gar nicht erkannt worden.“<sup>43</sup>

Der „horror digitalis“ also für die anamnetische Kultur? Enzensberger hat angesichts dieser zu erwartenden Frage vorsorglich die beiden Fraktionen des digitalen Zeitalters identifiziert als Apokalyptiker einerseits und Evangelisten auf der anderen Seite. Als das entscheidende Differenz-Kriterium erweist sich auch hier wieder das Gedächtnis: in Gestalt der Gedächtnislosigkeit der Evangelisten und der Erinnerungs-Fähigkeit auf Seiten der Apokalyptiker. Die digitalen Evangelisten versteht Enzensberger denn auch in diesem Sinne als Anhänger froher Botschaften und globaler Natur. Sie prophezeien unter anderem die Heraufkunft einer direkten elektronischen Demokratie, den Abbau von Hierarchien und die nachhaltige Nutzung von Ressourcen.

Die digitalen Evangelisten versprechen demgegenüber sogar zusätzlich die Lösung ganz anderer Probleme: Statt Lösungen verkünden sie die Erlösung des antiquierten Menschen. Unter anderem auch die Erlösung

des Menschen von seinem unzuverlässigen und hinfalligen Gedächtnis mittels gigantischer elektronischer macht Speichergeräte. Der Cyborg, eine Chimäre aus Mensch und Maschine, sei daher der nächste logische Schritt.

Aber auch die digitalen Apokalyptiker erweisen sich als keineswegs weniger dogmatisch als die Evangelisten. Anders als die Evangelisten können sie zwar nicht auf Subventionen, Drittmittel und Industrie-Förderung hoffen. Dafür verkünden sie auf eigene Faust die Schrecken einer Zukunft des ‚rasenden Stillstands‘ im Sinne des Medienphilosophen Paul Virilio oder der Gespensterwelt medialer Simulation und Virtualität im Sinne Baudrillards.

Enzensberger selber löst diesen Antagonismus pragmatisch, indem er beide Fraktionen relativiert: Es spreche manches für den Rat, die Kirche im Dorf zu lassen.

### III

Läßt sich die Kirche aber wirklich im Dorf halten, das sich inzwischen global-digital und virtuell geriert gegenüber der Realität der alten Kirchen des Gedächtnisses? Auch Enzensberger räumt ein, daß die Medien eine zentrale Rolle in der menschlichen Existenz spielen; ihre rasante Entwicklung führe in der Tat zu Veränderungen, die niemand wirklich abschätzen könne. Sicher ist, daß die Entwicklung auch das bislang real zugängliche, in seiner Dauerhaftigkeit allerdings von Säureschäden bedrohte Buch-Gedächtnis langfristig in einen völlig neuen Aggregatzustand überführen wird. Das Gedächtnis, bislang geübt im Umgang mit selbstgenerierten Assoziationen und Einsichten in Verbindungen, findet sich plötzlich wieder als habitualisierter Benutzer von Speicherkapazitäten mit technisch bestimmten formalen Verknüpfungen und der Abhängigkeit von digitalen „Suchmaschinen“.

In dem Maße, in welchem sich die Festplatten und Server mit diesen Digitalisaten füllen, entleeren sich die Bücherregale der alten Bibliotheken: „Es ist ein verlockendes futuristisches Gedankenspiel: die Buchbestände der Bibliotheken der Welt, von der wichtigsten Broschüre bis hin zur massivsten Enzyklopädie, werden vollautomatisch gescannt. Hoch-

leistungsscanner legen Buch für Buch auf seinen Rücken, und scannen Seite für Seite den Buchtext, indem sie das Papier der nachfolgenden Seiten ansaugen und selbstständig umlegen. Abschnitts- und Kapitelüberschriften werden ohne intellektuelle Unterstützung eines Bibliothekars erkannt und zu den Text gliedernden und sachlich erschließenden Metadaten verarbeitet. – Ein faszinierendes Szenario ist dies, derzeit zwar noch ein wenig utopisch, aber angesichts der rasanten Entwicklungen der IT-Technologie vermutlich in absehbarer Zeit schon als realistisch anzusehen.<sup>44</sup>

Blickt man genauer hin, so erweist sich die Hoffnung, künftig Gedächtnisinhalte aus virtuellen Büchermagazinen im Stile einer virtuellen Bibliothek von Babel abzurufen, zumindest für den Einzelkunden offenbar doch als utopisch. Denn bereits einfache Rechenexempel zeigen, daß kaum ein künftiger Benutzer über die Finanzkraft verfügen wird, um sämtliche für ihn relevanten Volltexte auf eigene Kosten abzurufen: „Vor allem geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Forschungsarbeiten verlangen mitunter nach Dutzenden, ja Hunderten von zu konsultierenden Schriften. Nicht allein Literaturwissenschaftler aber wollen stöbern, sich im Geschriebenen verlieren, zielgerichtet oder ziellos suchen, Anregungen finden, Abseitiges ebenso wie Grundsätzliches entdecken – und zwar vor den Bücherregalen des Lesesaales ebenso wie im Kosmos der Netzquellen. Die Chance, Datenmengen zukünftig komfortabel am privaten PC laden zu können, läßt hoffen: Die Notwendigkeit, als Einzelkunde, als ‚enduser‘, horrenden Kosten tragen zu müssen, schreckt hingegen ab.“<sup>45</sup>

Das aber, was die digitalen Apokalyptiker vor allem beunruhigt, sind weniger die horrenden Kosten, sondern vielmehr der „horror digitalis“ eines kollektiven Wissensschwunds auf Grund der raschen Alterungsprozesse der digitalen Systeme. Nachdem auch das in den letzten 150 Jahren in Büchern mit säurehaltigem Papier materialisierte Gedächtnis schon bedenkliche Auflösungserscheinungen zeigt, droht nun den digitalen Gedächtnisträgern eine wesentlich kürzere Halbwertszeit des Verfalls. Denn die Werkstoffe der transportablen Speicher tragen bereits selber das Kainszeichen ihres Untergangs. Bei den Magnetmedien lagern die Info-Bits in hauchdünnen organischen oder metallischen Filmen, die mit einer Chemikalie auf das Trägermaterial geklebt sind. Mit der Zeit aber löst sich das Bindemittel, und beim Abtasten verschmiert das Filmma-

terial die Leseköpfe. Mit dem Ergebnis, daß Experten für magnetische Medien wie Bänder, Floppy- oder Zip-Disks nur eine Datenhaltbarkeit von etwa zehn Jahren garantieren. Die Produzenten optischer Gedächtnisspeicher versprechen dagegen schon eine wesentlich längere Haltbarkeit etwa für CD-ROMs. Aber auch hier werde voraussichtlich schon nach etwa 100 Jahren das Gedächtnis nachlassen. Denn im Laufe der Zeit wird die Metallschicht auf der Scheibe stumpf. Dann reflektiert das Laserlicht nicht mehr punktgenau. Die Strahlen verpassen die Pits, die in das Material eingebrannten Bit-Grübchen.

Das Versprechen eines hundertjährigen Langzeitgedächtnisses der optischen Speicher-Produzenten ist ohnehin wohlfeil. Es ist nicht verifizierbar. Die Beweisbarkeit der produktbegleitenden Behauptungen findet nicht statt. Denn bevor die digitalen Gedächtnis-Daten ein Opfer der Materialermüdung werden, verschwinden bereits jene Geräte, mit denen diese Daten ursprünglich bearbeitet wurden. Hinzu kommt, daß auch die Programme, die die binären Reihen von Nullen und Einsen in lesbare Information umwandeln können, spätestens auf den Rechnern der übernächsten Generation nicht mehr präsent sind. Was zum Beispiel auf einem seinerzeit vielgerühmten „Commodore 64“ gespeichert wurde, ist für das Gedächtnis der digitalen Nachwelt bereits verloren: Ein moderner PC ist nicht mehr in der Lage, die alten Commodore-Inhalte zu entziffern.

Angesichts dieses digitalen Gedächtnis-Dilemmas verweisen die Evangelisten auf das angeblich probate Rettungsmittel des regelmäßigen Kopierens. Aber auch hier droht die Gefahr empfindlicher Gedächtnislücken.

Denn beim Kopieren triumphieren nicht die digitalen Systeme, sondern die inzwischen altväterlichen Systeme des Kopiergeräts für Papierdokumente. Während dort die Kopien der Kopien nur langsam die Schriftzeichen verblassen lassen, kann beim digitalen Duplizieren schon das Umschlagen eines einzelnen Bits (von Null nach Eins oder von Eins nach Null) zum Gedächtnis-GAU, zum größten anzunehmenden Unfall führen: Der komplette Datensatz wird auf irreversible Weise unbrauchbar. auch hier verheißen digitale Evangelisten neue Hoffnung. Denn das 21. Jahrhundert hat nicht nur die in den frühen achtziger Jahren entwickelten Fähigkeiten der Personal Computer in die Mobiltelefon- und In-

ternetkommunikation integriert. Inzwischen hat sich in diesen digitalen Life-style-Accessoires auch die Lebensdauer und Resistenz gegen digitale Gedächtnisverluste im Vergleich zu traditionellen Organizern erheblich erhöht.

## IV

**G**leichwohl bildet gerade die schwindende Dauerhaftigkeit von Hardware bei gleichzeitiger Zunahme der täglich und mit größerer Geschwindigkeit wachsenden und zu archivierenden Datenmenge nach wie vor ein entscheidendes Argument, das die digitalen Apokalyptiker gegen die Evangelisten des Systems ins Feld führen. Mit dem zusätzlichen Argument, dass es dem Belieben und Urteil gegenwärtiger Funktionsebenen überlassen wird, exklusiv zu bestimmen, welche Gedächtnisinhalte künftig verfügbar oder obsolet sein sollen.

Beispiele für die Vision eines ausschließlich von digitalen Eliten gesteuerten und selektierten Menschheitsgedächtnisses finden sich bei Peter Cornwell. Genannt sei hier das 1986 von der BBC publizierte elektronische Domesday-Buch im Gedenken an das vor 900 Jahren entstandene Buch gleichen Namens mit der Aufzeichnung des Ergebnisses einer (1086 von Wilhelm dem Eroberer angeordneten) systematischen Untersuchung der Grundbesitzverhältnisse in England. Cornwell berichtet ausführlich über dieses Beispiel aus der Frühzeit des „horror digitalis“: „Die neue multimediale Datenbank, eine Bestandsaufnahme des gegenwärtigen Großbritanniens, wurde mit Hilfe von Millionen von Schulkindern und unter Verwendung von Statistiken und Bildmaterial der Regierung hergestellt. Ein Laserdisc-Player und ein BBC-Micro – zu dieser Zeit der Konkurrent des PCs von IBM – bildeten die notwendige Hardware, die es dem Nutzer ermöglichten, durch eine Sammlung von Fotografien, Filmen, Grafiken und Texten zu navigieren, die derart umfangreich ist, daß einige Jahre notwendig wären, um alles im Einzelnen zu sehen. Doch nur fünfzehn Jahre später mußte das Projekt in einer [...] Beinahe-Katastrophe durch die gemeinsame Anstrengung mehrerer Universitäten vor dem Verschwinden gerettet werden: denn in diesem kurzen Zeitraum hatte sich die technische Umgebung so grundlegend verändert, daß die auf Laserdiscs gespeicherten Daten vom normalen Verbraucher nicht

mehr gelesen werden konnten. Gleichzeitig waren die Datenträger selbst, die Laserdiscs, akut vom Zerfall bedroht. Diese Erfahrung ist besonders erschütternd angesichts der gut erhaltenen originalen Papierausgaben des historischen Domesday-Buches, die 900 Jahre zuvor von normannischen Mönchen geschrieben worden waren. [...] Das Problem der BBC bestand nicht nur einfach darin, Daten von zerfallenden Laserdiscs lesen zu müssen, bevor diese für immer verschwinden. Das Restaurationsteam musste den BBC-Micro emulieren, das heißt, seine Funktionen auf einem neuen Computer nachbilden, um die Software für die Navigation der Information, die auf der Laserdisc gespeichert war, wieder laufen lassen zu können.“<sup>66</sup>

Inzwischen verlangt die schwindende Dauerhaftigkeit von Hardware zusätzlich neue Strategien des Personal-Managements zur Sicherung digitaler Gedächtnisinhalte. Das bedeutet vor allem die Entwicklung und Aufrechterhaltung spezieller Mitarbeiterfähigkeiten für das Überleben digitaler Informationen angesichts technischer Geräte verschiedener Generationen, Hersteller und Verfahrensweisen.

Aber selbst die Erstellung eines Archivs für die langfristige Lagerung digitaler Gedächtnisinhalte würde zahlreiche unvorhersagbare Variablen enthalten. Das heißt, eine umfassende Prognose aller möglichen Ereignisse, die im Verlauf einer langfristigen Lagerung möglicherweise eintreten könnten, ist letztlich nicht möglich. Um noch in einer fernen Zukunft auf Datenlager zugreifen zu können, müßten zum Beispiel nicht nur technologische Fortschritte antizipiert werden. Es müßten auch Aspekte langfristiger Finanzierung berücksichtigt werden. Ganz zu schweigen von Umwelt- und Klimaveränderungen.

Die höchste Dringlichkeit dürfte angesichts der Unmöglichkeit eines digitalen Langzeitgedächtnisses denn auch jene Schlüsseltechnologie beanspruchen, mit der zur Zeit die digitalen Evangelisten einen Ausweg aus dem Dilemma der Fragilität ihrer Memorabilien prophezeien: das Storage Area Network (SAN). Das von einer Gruppe („Internet Engineering Task-Force“) von Komponenten- und Computer-Herstellern SAN-System nutzt eine signifikante Eigenschaft digitaler Information. Nämlich die Unmöglichkeit, Kopien vom Original zu unterscheiden. Eine Langzeit-Überlebensfähigkeit von Memorabilien könnte daher zumindest potentiell durch eine globale Ubiquität digitaler Informations-

Klone gesichert werden. Das heißt, die jeweilige Information müßte durch ihr digitales „mirroring“, durch „Spiegeln“ weltweit geographisch verteilt werden. Sicherung also durch wiederholte automatische Spiegelung, eine bereits von der Open Software-Bewegung implementierte Strategie, die jetzt Teil der SAN-Standards wurde. Und dies mit doppelter Zielsetzung. Einerseits ermöglicht es SAN potentiell, daß Datenspeichergeräte mit sehr hoher Speicherkapazität, die an einem bestimmten Ort installiert werden, so über private oder auch öffentliche Netzwerke genutzt werden können, daß sie als Komponenten-Teil des Computers oder eines lokalen Netzwerks als Benutzer fungieren. Andererseits führt SAN zur Langzeit-Sicherung der Informationen Updates durch und überprüft automatisch die Konsistenz aller „gespiegelten“, das heißt verteilten Kopien. SAN ermöglicht hierbei die kostengünstige langfristige Speicherung von Informationen durch Nutzung von Speichergeräten aller möglichen Hersteller; allerdings unter der Voraussetzung, daß die Produkte dieser Hersteller alle dem SAN-Standard entsprechen müssen. Das Fazit lautet dann: „SAN-Spiegelungsstrategien ermöglichen das periodische, vollkommen automatisierte Übertragen von Information von einer Speicherungshardware, die am Ende ihrer Haltbarkeit steht, auf eine neue, die mit dem SAN verbunden ist.“<sup>7</sup>

SAN also als die Utopie eines dauerhaften postmodernen digitalen Turms von Babel? Immerhin sind dessen Fundamente zunächst weiterhin geprägt nicht nur von der Gedächtnis-Fragilität der Trägermedien, sondern auch von der Abhängigkeit von Energie und der ständig notwendigen Adaptation an aktuelle technische Standards. Ganz abgesehen davon, daß auch SAN-Langzeitdaten nicht geschützt sind gegen Naturgewalten, wie zum Beispiel Asteroideinschläge. Es sind digitale Fundamente, auf denen alle individuellen und kollektiven Gedächtnisdaten die Aura des Originals verlieren. Denn über den Wert der Digitalisate entscheidet allein deren Verfügbarkeit.

Thomas Hettche hat dieses eigentliche Wesen der digitalen Systeme kritisiert: „Wer die Digitalisierung unserer Kultur nur als Zugewinn an Geschwindigkeit und Erreichbarkeit verstehen will, verkennt, daß der Verlust des Artefakts eine völlig neue Kultur des Bewahrens hervorbringt. Trösteten noch für Hannah Arendt die Artefakte den vergänglichen Menschen in der vergänglichen Natur mit einem Abglanz der Ewigkeit, verschwindet nun mit ihnen auch der Trost, der in ihrer scheinbaren Un-

vergänglichkeit lag. [...] Während man in den alten Ordnungen etwas so ablegte, daß es wiedergefunden werden konnte, wird nun alles prozeßhaft generiert [...]. Überall tritt die Statistik an die Stelle der Erinnerung, die Rezension wird durch die Bestsellerliste abgelöst, der Fan ersetzt den Kenner, den es nicht mehr gibt. Listen normieren das persönliche Urteil, machen die eigene Erfahrung datenbankkompatibel und reduzieren die Auseinandersetzung auf das Mantra des Erfolges bei Amazon“.<sup>8</sup>

Wenn bereits François Truffaut in seinem Film „Fahrenheit 451“ aus dem Jahr 1966 von einer Gesellschaft erzählt, in der das Lesen von Büchern verboten ist, so übertreffen die digitalen Systeme diese Vision durchaus: Sie verbieten die Bücher nicht, sie lösen deren materielles Gedächtnis auf. Ja, sie löschen es sogar aus, denn Memorabilien, die aus dem Netz verschwinden, sind verloren. Weil die Suchmaschine sie aus ihren Verzeichnissen gestrichen haben, laufen sie Gefahr, nicht einmal mehr vermißt zu werden. Ein Auslöschungs-Prozeß, der letztlich für alle digitalen Memorabilien gilt, denn in der Regel werden Veröffentlichungen im Netz nach Ablauf einer gewissen Frist vom Server gelöscht. Die gefüllte Festplatte fordert ohnehin unerbittlich diesen Prozeß des Auslöschens und Wegwerfens nach Selektionskriterien, die nicht vom Bewahren, sondern von der aktuellen Bedeutung abhängig sind.

## V

Es wäre töricht, mit diesem Fazit der Apokalyptiker der digitalen Systeme zu schließen, ohne den Evangelisten das Wort erteilt zu haben. Es bedarf ohnehin keines Evangelisten, um jene Vorteile zu erkennen, die sich unzweifelhaft aus der Digitalisierung ergeben. Vor allem für diejenigen, die die digitalen Systeme mit eigener gedächtnisgestützter Urteilskraft zu nutzen verstehen. Zu den großen Verdiensten der Digitalisierung zählt hierbei die damit verbundene Demokratisierung des Wissens im Sinne einer globalen Verfügbarkeit vor allem des in Archiven, Bibliotheken und Museen gesammelten kulturellen Erbes.

Lassen Sie mich daher zum Schluß daran erinnern, daß gerade am Ort unseres Symposiums, in Karlsruhe, die Stadt und verschiedene hier ansässige Kultureinrichtungen in diesem Sinne bereits eine Reihe von

Projekten zur Digitalisierung der Inhalte ihres kulturellen Gedächtnisses entwickelt haben. Ein Projekt, das sich sicherlich verbindet mit den bereits erwähnten Zukunftshoffnungen auf eine technische Realisierung längerer Halbwertzeiten für Digitalisate des kulturellen Gedächtnisses. Vor diesem optimistischen Hintergrund ist daher dieser Versuch einer Verbindung von digital gespeichertem kulturellen Gedächtnis und städtischer Identität eine vorbildliche Investition der Zukunftsvorsorge.

Da soeben das Stichwort „Optimismus“ fiel, erlauben Sie mir eine ambivalente Bemerkung im Hinblick auf die Evangelisten und die Apokalyptiker digitaler Systeme. Die Optimisten seien erinnert an Karl Kraus, der meinte, daß Optimismus nichts anderes sei als „Mangel an Information“. Die Pessimisten seien erinnert an Johann Nestroy, von dem das Wort stammt: „Wenn alle Stricke reißen, häng ich mich auf.“

## Anmerkungen:

1. *Wolfgang Hagen, Gegenwartsvergessenheit, Berlin 2003*
2. *Joachim-Felix Leonhard, Kulturelles Erbe und Gedächtnisbildung, Sonderdruck der UNESCO 2000, S.131*
3. *Hans Magnus Enzensberger, Nomaden im Regal, Frankfurt/M. 2003, S.122*
4. *Barbara Schneider-Kempf und Martin Hollender, Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz, Bd.39, S.124*
5. *Barbara Schneider-Kempf und Martin Hollender, a.a.O., S.106*
6. *Peter Cromwell, Digitale Systeme und Nachhaltigkeit, München 2003, S.18 f.*
7. *Peter Cromwell, a.a.O., S.20 f.*



---

---

# **Autorenverzeichnis**

---

## DR. SUSANNE ASCHE



Susanne Asche studierte deutsche Literaturwissenschaft, Geschichte und Politik an der Universität Marburg und promovierte mit einer Arbeit zur Literatur der Romantik. Von 1987-1998 war sie als Historikerin am Stadtarchiv Karlsruhe tätig, von 1998-2003 als Stellvertretende Leiterin des Instituts für Stadtgeschichte der Stadt Karlsruhe und Leiterin des stadthistorischen Pfingstbaumuseums. 1985-1999 hatte sie Lehraufträge an den literaturwissenschaftlichen Instituten der Universitäten Hamburg und Karlsruhe sowie an den geschichtswissenschaftlichen Seminaren der Universitäten Karlsruhe und Tübingen. Seit April 2003 ist Susanne Asche Leiterin des Fachbereichs Kultur der Stadt Offenburg.

## PROF. DR. DR. H.C.MULT. JAN ASSMANN



Jan Assmann ist emeritierter Professor für Ägyptologie in Heidelberg und Honorarprofessor für Kulturwissenschaft und Religionstheorie in Konstanz. Außerdem bekleidete er Gastprofessuren in Paris (Collège de France, Ecole Pratique des Hautes Etudes, EHESS), Jerusalem (Hebrew University, Dormition Abbey) und den USA (Yale, Houston). Er ist Mitglied in namhaften Organisationen wie der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, der Academia Europea und dem Deutschen Archäologischen Institut. Für seine hervorragende wissenschaftliche Arbeit bekam er zahlreiche Auszeichnungen: Max Planck Forschungspreis (1996); Deutscher Historikerpreis (1998), Dr. theol. h.c. der Universitäten Münster (1998), Yale (2004) und der Hebrew University Jerusalem (2005).

## PROF. DR. GABRIELE BEGER



Gabriele Beger ist Direktorin des Hauses Berliner Stadtbibliothek in der Stiftung Zentral- und Landesbibliothek Berlin und zugleich Stellvertreterin des Vorstandes und Leiterin der Abteilung Medienzentrum der Zentral- und Landesbibliothek Berlin. Außerdem ist sie Lehrbeauftragte an der Humboldt-Universität Berlin und Honorarprofessorin an der Fachhochschule Potsdam. Neben ihrem Engagement als Vorsitzende der Rechtskommission des Deutschen Bibliotheksverbands (DBV) und als Mitglied der Steuerungsgruppe Bibliothek 2007, hat sie sich vor allem als Expertin in Fragen des Urheberrechts einen Namen gemacht.

## DR. JOANA BREIDENBACH



geboren 1965, Studium der Ethnologie und Kunstgeschichte in München, Berkeley und London. 1994 Promotion zum Dr.phil. Seit 1992 tätig als Autorin und Journalistin, in Berlin und La Haute Carpenée, Frankreich. Zahlreiche Veröffentlichungen zu den kulturellen Folgen der Globalisierung („Tanz der Kulturen“, Verlag Antje Kunstmann 1998, Rowohlt 2000, gemeinsam mit Ina Zukrigl), langjährige Kolumnistin des Wirtschaftsmagazins *brand eins*. Herausgeberin (gemeinsam mit Pál Nyíri) von „China Inside Out: Contemporary Chinese Nationalism and Transnationalism“ (Central European University Press 2005). Ein Buch zum neuen, nicht-westlichen Massentourismus ist in Vorbereitung.

## PROF. DR. DOUG DeGROOT



Doug De Groot, der mit vollem Namen Richard Douglas DeGroot heißt, hat einen PhD in Informatik und einen BSc in Mathematik. Er ist Direktor des „Strategic Business Creation Lab of the SOIL Strategic Entrepreneurship Program“ und Professor für „Digital Life Technologies“ an der Universität Leiden. Außerdem ist er am IBM T.J. Watson Forschungszentrum in New York als leitender Manager beschäftigt. Er hat unzählige Konferenzen zum Thema digitale Unsterblichkeit, künstliche Intelligenz und Bewusstsein sowie Neuro IT begleitet. Auf diesem Gebiet hat er auch vielzählige Aufsätze, Buchbeiträge und Bücher publiziert und hält zahlreiche Patente. Er ist Mitglied der IEEE Computer Society, Mitglied der Forschungsgruppe für Bewusstsein und IT und Mitglied des EU Neuro-IT Ausschusses.

## PROF. DR. THOMAS DREIER M.C.J.



Prof. Dr. Thomas DREIER, M.C.J. (New York University) ist Inhaber des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht und Rechtsfragen der Informationsgesellschaft sowie Leiter des Zentrums für angewandte Rechtswissenschaft und des Instituts für Informationsrecht an der Universität Karlsruhe (TH) und zugleich Honorarprofessor der Universität Freiburg. Zuvor war er mehrere Jahre am Münchner Max-Planck-Institut für geistiges Eigentum tätig. Studium der Rechtswissenschaften und Kunstgeschichte in Bonn, Genf, New York und München. Schwerpunkt seiner Arbeit ist das Recht des nationalen, europäischen und internationalen Urheberrechts sowie kulturwissenschaftliche Fragestellungen der Bildmedien und der Informationswirtschaft. Er bekleidete außerdem Gastprofessuren in Toulouse, Canberra und New York.

## PROF. THOMAS FÜRSTNER



geboren 1964 in Bruck a/d Mur in der Steiermark. Studium der Volkswirtschaft in Wien. Noch während des Studiums Spezialisierung auf Artificial Intelligence. Entwicklung mehrerer Expertensysteme für Banken rund um die Welt. Ab Mitte der 90-er Jahre Entwicklung und Implementierung erster Anwendungen von interaktivem Fernsehen für Disney, Oracle und die BBC. Anschließend Aufbau eines Online-Dienstes für den ORF (Österreichischen Rundfunk) als technischer Direktor. Entwicklung zahlreicher Cross-Media Formate für den ORF. Ende der 90-ziger Jahre Übersiedlung nach Karlsruhe und Übernahme der Funktion des Leiters des Institutes für Netzentwicklung am ZKM. Seit 2001 Professor für digitale Kunst an der Universität für angewandte Kunst in Wien. Seit 2004 Visiting-Professor an der Donau-Universität Krems am Fachbereich Medienkunst.

## ANDREAS RATHMANNER

geboren 1964 in München geboren und anschließend sofort nach Salzburg übersiedelt. Nach diversen Studien (Soziologie & Publizistik, Grafik auf der Angewandten in Wien) habe ich einige Jahre als Bühnenbildassistent in Wien gearbeitet und bin dann in die Grafik gewechselt. 1991 gründete ich die Agentur FOX mit den Schwerpunkten Umwelt, Soziales und Kultur. Heute haben sich die Schwerpunkte etwas verlagert. Zur traditionellen Werbegrafik gesellt sich Internet und Film Fakes.

## PROF. DR. HERMANN GLASER



geboren 1928 in Nürnberg. Studium der Germanistik, Anglistik, Geschichte und Philosophie in Erlangen und Bristol. Von 1964 – 1990 Schul- und Kulturdezernent der Stadt Nürnberg. Zahlreiche Bücher und Aufsätze zu pädagogischen, sozialwissenschaftlichen, kulturgeschichtlichen und kulturpolitischen Themen. Mitglied des PEN, Honorarprofessor an der Technischen Universität Berlin, als Gastprofessor im In- und Ausland tätig. Mitarbeit bei Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk und Fernsehen.

## DR. MICHAEL HECK



Michael Heck studierte in Heidelberg und München Rechtswissenschaften, Volkswirtschaftslehre und Philosophie sowie Kunst- und Musikgeschichte. Nach seiner Tätigkeit als Richter und Staatsanwalt am Landgericht Karlsruhe wurde er im Jahre 1979 Kulturreferent der Stadt Karlsruhe. Unter anderem war er als Gründer der Europäischen Kulturtag und als Initiator des Zentrums für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe aktiv. 1980 USA-Aufenthalt für Urbanistik-Studien als Stipendiat des John McCloy Fund of the American Council on Germany. Lehrbeauftragter für Kulturpolitik und Kulturmanagement an der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Karlsruhe. Träger der Auszeichnungen „Chevalier de l'Ordre National du Mérite de la République Française“ (1987) und „Cavaliere dell'Ordine al Merito della Repubblica Italiana“ (1993).

## PROF. DR. JOACHIM-FELIX LEONHARD



geboren 1946. Hat nach nach einem Studium in den Fächern Geschichte, Latein, historische Hilfswissenschaften und Philosophie an den Universitäten Frankfurt am Main und Heidelberg im Jahr 1973 das erste Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasium abgeschlossen. Joachim-Felix Leonhard war Direktor der Universitätsbibliothek in Tübingen und leitete die Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv (DRA). Seit 2001 war Leonhard Generalsekretär des Goethe Instituts Inter Nationes, bis er 2003 als Staatssekretär ins Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst wechselte. 2004 bekam er durch Bundespräsident Köhler das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der BRD verliehen.

## PROF. DR. DR. ELMAR MITTLER



Elmar Mittler war leitender Bibliotheksdirektor der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe (1974-1979) und der Universitätsbibliothek Heidelberg (1979-1990). Seit 1990 ist er Direktor der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen und hat eine Professur für Buch- und Bibliothekswissenschaften an der Universität Göttingen, sowie eine Honorarprofessur an der Universität Mainz inne. Im Februar 2005 wurde ihm das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Er ist Partner beim Projekt KOPAL (KOoPerativer Aufbau eines Langzeitarchivs Digitaler Informationen).

## DR. DR. H.C. MULT. MANFRED OSTEN



Manfred Osten ist Jurist und war 25 Jahre im Auswärtigen Dienst tätig, bis er 1993 als Leiter des Osteuropa-Referats ins Presse- und Informationsamt der Bundesregierung wechselte. Von 1995-2004 war er Generalsekretär der Alexander von Humboldt-Stiftung. Osten erhielt zahlreiche Ehrendoktorwürden, sowie den „Order of the Rising Sun“ in Japan. Außerdem Gastprofessuren in Österreich und Ungarn. Seit 2001 ist er Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Zahlreiche Veröffentlichungen als Essayist und Autor, unter anderem über Alexander von Humboldt und Goethe im Insel Suhrkamp Verlag. Zuletzt: „Das geraubte Gedächtnis – Digitale Systeme und die Zerstörung der Erinnerungskultur.“

## PROF. DR. SEAMUS ROSS

Seamus Ross ist Direktor für geisteswissenschaftliches EDV- und Informationsmanagement an der University of Glasgow. Er leitet das Institut für fortgeschrittene geisteswissenschaftliche Technologien und Informationen (HATII), das u.a. Forschungen zur Anwendung fortgeschrittener Technologien in den Bereichen Kunst, Geisteswissenschaften und kulturelles Erbe betreibt. Das Institut führte kürzlich einen postgradualen Studiengang „digitale Konservierung“ für Archivare, Registraturverwalter und digitale Bibliothekare ein. Seamus Ross ist Principal Director von ERPANET, einem Projekt der EU-Kommission. ERPANET entwickelt in Zusammenarbeit mit dem öffentlichen Sektor (Museen, Bibliotheken, Archiven, Regierungsorganisationen) und dem kommerziellen Sektor (z.B. Software- und Unterhaltungsindustrie) Möglichkeiten, kulturelles Erbe und wissenschaftliche Objekte in digitaler Form zu bewahren.

## PROF. DR. HERMANN RUMSCHÖTTEL



Hermann Rumschöttel studierte Geschichte, Germanistik, Geographie und Philosophie. Es folgte eine Ausbildung zum wissenschaftlichen Archivar an der Bayerischen Archivschule in München und eine langjährige Tätigkeit in der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, deren Leitung er 1997 als Generaldirektor übernahm. Seit 1998 ist er außerdem Honorarprofessor an der Universität der Bundeswehr in München.



Digitale Speicherung und vernetzte Kommunikation ermöglichen in nie gekanntem Umfang die Aufzeichnung kultureller Inhalte und deren Überlieferung auf die Nachwelt. Zugleich sind Speichermedien alles andere als haltbar und es droht ein Ertrinken in der Informationsflut. Gilt der Satz: „Gespeichert, das heißt vergessen“? Die Wechselwirkungen zwischen Medien und Kultur haben sowohl eine technische, als auch eine soziokulturelle Dimension und prägen zugleich gesellschaftspolitische Wandlungsprozesse - Prozesse, die eine Fülle weitergehender Fragen aufwerfen und Handlungsbedarf begründen.

Die im vorliegenden Band versammelten Diskussionsbeiträge von Experten unterschiedlicher Fachrichtungen dokumentieren ein Symposium, das im Frühjahr 2005 in Karlsruhe stattgefunden hat. Die Beiträge bieten eine umfassende Grundlage für die auf politischer Ebene zu treffenden Entscheidungen.